

Wihlelebz Sejwa Slaskings

1084 I



DIETEUFELSMÜHLE  
ERZÄHLUNG V. E. GRABOWSKI

WBayen

1713

# Pracownia Alaska

4420. - 665



„Da, nimm was Dein ist . . .“ damit schob der Müller das Beutelfchen dem Toten in die Tasche des Hochzeitsrockes, den die Frau ihm angezogen hatte.

Die  
Teufelsmühle

Erzählung  
von  
E. Grabowski.



---

Priebatich's Verlag, Breslau-Oppeln.

**Biblioteka**

Sejmu Śląskiego

4420 - 665

1084

I



15.000,-

x-1219

1084

I



# 1.

**S**ie lag hart an der Grenze, die Teufelsmühle. Von Alters her stand sie im schlechten Ruf. Die alten Weiber behaupteten, der Teufel habe früher dort gehaust und dem jeweiligen Müller gegen die übliche Schuldverschreibung zu großem Reichtum verholfen. Andere, denkende Leute waren der Meinung, der Erbauer der Mühle habe Teufel geheißt und die Mühle davon ihren Namen behalten. Wieder andere erzählten, die Mühle sei immer ein Schlupfwinkel lichtscheuen Gesindels gewesen, Räuber und Schmuggler hätten dort ihr Wesen getrieben. Sie lag so bequem dafür am Rande eines Bächleins, halb umschlossen vom Walde.

Seit Jahren hauste hier der Müller Veit, ein großer, starker Mann, mit freundlichem, bartlosem Gesicht. Seine Augen blickten so wohlwollend und schlicht, wie nur ehrliche Naturen zu blicken pflegen, aber manchmal zuckte in der grüngrauen Iris doch ein Licht auf, das an den Blick der Katze mahnte wenn sie einen Raub wittert.

Es konnte dem Müller niemand etwas Böses nachsagen und doch ging ihm jeder gern aus dem Wege. Gesah es deshalb, weil er ein Fremdling war in der Gegend? Der deutsche, einsam lebende Bauer schließt sich nur schwer an

Fremde an und Veit war auch keine gesellige Natur. Er lebte einsam mit einer alten Magd, die ihm die Wirtschaft führte, und einen Knecht, der ihm bei der Arbeit half. Ins Wirtshaus ging er selten, aber hinter dem Walde lebte ihm ein Kamerad, den er von der Kaserne her kannte und der wohl mit die Ursache war, daß Veit sich in der Gegend angekauft hatte. Gottlieb Berger, vom Volke schlichtweg Gottlieb genannt, hatte ihm geraten, die Mühle die billig zu haben war, zu erwerben. Bisher hatte es Veit noch nicht bereut. Das Geschäft ging gut und Taler wanderte zu Taler in die Kiste, die unter seinem Bette stand, auch Goldrollen waren darin. Es war des Müllers größtes Vergnügen das Geld zu zählen und durch die dicken klobigen Finger gleiten zu lassen. Er tat dies nur bei verschlossenen Fenstern und Türen.

Heut, es war ein Sonntag, saß er auf der schmalen Hausbank unter dem reisenden Wachholder und rauchte seine Pfeife. Sein Blick glitt über das hüpfende Wasserlein hinweg weit ins Land, über grünende Weiden bis zu den sanft aufsteigenden Hügeln, die schon jenseits der Grenze lagen. Gleich hinter dem Wasser stand ein altes, altes Kirchlein in dem nur einmal im Jahre Gottesdienst abgehalten wurde, um die Kirche herum verstreut standen viele alte Linden, die sich schützend über alte Gräber neigten. Niemand wußte es mehr, wer hier ruhte. Verlassen war der Friedhof, verwildert durch Brombeerranken und Rosenbüsche, verrufen im Volke, und darum gemieden wie die ganze einsame Gegend. Der Müller Veit fühlte sich wohl in dieser Einsamkeit, er glaubte nicht an die Gespenstergeschichten alter Klatschbasen, aber er nährte sie unauffällig, blieb er doch so am besten unbehellig.

Auch heute war er allein. Die Magd war zur Kirche gegangen in das nächste Dorf und noch nicht zurück, der Knecht war von einer nächtlichen Streiferei noch nicht heimgekehrt. Er liebte es auf verbotenem Gebiet zu jagen, und sich für das erlegte Wild die Sonntagsmark zu verschaffen, mit der er dann abends im Wirtshaus prahlte. Die Mühle stand heut still, des Sonntags wegen. Köstlich war der Morgen, voll Sonne, Himmelsbläue und lieblicher Düste, die Wald und Wiese, Berg und Wasser ausströmten. Weit fühlte die Herrlichkeit des Tages, er nahm sein Mützchen ab und ließ die Luftwellen über seinen breiten Schädel gehen. Ungewöhnlich breit war dieser Kopf, der auf einem kurzen fleischigem Halse saß. Er hatte im Verein mit der starken Nase und den spitz zulaufenden Ohren etwas raubtierartiges. Wie der Müller jetzt darsaß, friedlich rauchend und sich erfreuend an der Schönheit des Tages, glich er einem behäbigen gutmütigen Bürger, der sein Leben sichergestellt hat vor Noth. Jahr um Jahr hatte er seinen Besitz vergrößert und war eben wieder im Begriff ein Stück Wald zu kaufen, das an seine Felder grenzte und von der Gemeinde zum Verkauf ausgeschrieben worden war. Liebkosend glitten seine Blicke über den dunklen Streifen, der seinen Besitz so schön abrundete. Auf einmal verfinsterte sich sein Auge, aus dem Walde trat ein Mann, den er jetzt nicht erwartet hatte und den er in der Seele zu allen Teufeln wünschte. Was hatte der Gottlieb heut bei ihm zu suchen? Der Gedanke lag nahe, daß er um das Geld kam, das er ihm vor Jahren geborgt hatte zum Ankauf der Mühle. Seine Gedanken arbeiteten schnell: Wozu brauchte Gottlieb gerade jetzt das Geld? Wollte auch er auf den Waldstreifen bieten? Davor mag er sich hüten . . . dachte der Müller und blieb breit und behäbig sitzen, sog an seiner langen Pfeife, baste den

grauen Dampf in dicken Wolken in die Luft und tat als kenne er den Mann nicht, der immer näher kam. Ein Mann in den besten Jahren, schlank und sehnig, gebräunt von gesunder Arbeit. Warum ging eine dunkle Welle durch das Blut des Müllers, als er den Mann sachte näher kommen sah? Ganz sachte, denn er ging durch reisende Felder und da hat ein Bauer allerlei zu sehen. Aber der Weg nahm wie alles in der Welt sein Ende und nun stand Gottlieb vor dem Müller und reichte ihm die harte Hand.

„Gott grüß euch . . .“

„Schönen Dank auch“ kam es mürrisch zurück „Was führt euch denn in aller Herrgottsfrühe heraus zu mir?“

Gottlieb hatte den Hut vom Kopfe genommen, wischte sich die Stirn mit dem roten Baumwollentuche ab und sagte statt aller Antwort:

„Ein Gottesgnadentag heute . . . wenns so bleibt, können wir morgen einfahren das Heu ist trocken . . .“

„Ja“ brummte der Müller, klopfte seine Pfeife aus, stopfte sie umständlich aufs neue. Mit dem Daumen stieß er den Tabak tief in den Pfeifenkopf, drückte ihn fest, holte sein Feuerzeug aus der Tasche und brannte die Pfeife mit einer Ruhe an, als gäbe es sonst nichts zu tun für ihn.

Gottlieb halte ihm geduldig zugeschaut. Einmal muß er doch fertig werden, dachte er, und dann kann ich ja reden. Wie denn die blauen Wolken kraus und leicht in die Luft stiegen, sagte er, den Dampf mit der Nase einziehend:

„Einen guten Tabak raucht ihr . . .“

„Ja, er ist von drüben“ damit zeigte Weit hinter die Grenze. Gottlieb lächelte, es war nichts verwunderliches, daß der Müller geschmugelten Tabak rauchte, sie taten es alle.

„Willst du dich nicht setzen?“ fragte Veit endlich und rückte zur Seite.

„No, ich kann mich ja ein Weilchen setzen“ damit ließ sich Gottlieb neben dem Müller nieder, rückte sich mit großem Behagen zurecht, zog sein Pfeischn heraus, steckte es in Brand und tat ein paar Züge:

„So, jetzt können wir mitsammen reden . . . ihr wißt doch warum ich komme?“

Der Müller sah über ihn weg in die blaue Weite:

„Wie soll ich das wissen? bin ich denn ein Gedankenleser?“

„Na, wenn ihr es nicht wißt, will ich erst nicht viel Worte machen, das is' nich' meine Art, nee ganz und gar nich'. Wißt's was ich von euch will . . .“ er legte dem Müller die schwere Hand auf die Schulter „mein Geld will ich ich brauchs . . .“ und als der Müller keine Antwort gab, „den Wald will ich kaufen der meinem Grundstück vorge-lagert is' er is' gerade zu haben . . .“

Ein grüner Blick zuckte aus den Augen des Müllers über den Bauern hin:

„Und wenn ich nich' zahl' . . .“

Der andere verlor seine Fassung nicht:

„Geh, du wirßt doch nich' so ungemüßlich sein . . .“

„Ich hab das Geld nich'“ rief der Müller „Glaub's oder glaub's nich'. Ich häßt' sonst auch auf den Wald geboten. Meinst er liegt mir nich' in den Augen? Und wie billig er ist = wie schön er mein Gehöft abrunden möcht' . . .“ Er spuckte aus nach dieser langen Rede, schob die Pfeife von einen Mundwinkel in den anderen und tat recht unbefangen.

Gottlieb war unruhig geworden, sein Bauerninstinkt war erwacht, in sein Gesicht kam ein großer Ernst:

„Du willst mich betrügen . . . du . . .“ rief er aufspringend. „Willst den Wald kaufen mit meinem Gelde . . . nein, daraus wird nichts! Ich hab dir gern geholfen damals, um unserer Freundschaft willen von der Kaserne her, aber jetzt brauch ich mein Geld und will es haben und frag dich zum letzten mal: Willst du es mir geben, oder . . .“

„Oder . . . was oder?“ fragte der Müller höhniisch zurück. „Wie kannst du so zu mir reden? Wer will es mir verbieten den Wald zu kaufen?“

„Kauf Wälder wie viel du willst, dardanach frag ich nich', aber gieb mir mein Geld.“

„Ich hab's nich'.“ Mit leidvoller Miene erklärte es der Müller. „Ich hab's wahrhaftig nich' . . . ich bin gar nicht eingerichtet darauf. Sätt'ft müssen das Geld kündigen, wie's Brauch ist . . . Na, reg dich nicht auf, ich geh dir nich' durch damit“ — fuhr er begütigend fort, als er es sah, wie dem Bauern im Zorn die Stirnadern schwellen. „Reg dich nich' auf = wenn,ft nich' warten kannst nachher muß ich was verkaufen, eine Kuh, oder den Rappen . . . aber, vielleicht kommst du noch zur Einsicht . . . du wartest noch ein Weilchen . . .“

Gottlieb war um vieles ruhiger geworden, aber auf den Handel ließ er sich nicht ein:

„Ich muß das Geld haben, sieh zu wie du's schaffst . . . den Wald den kriegst du doch nicht, da hab ich als Heimitcher das erste Recht darauf, so daß du's mal weißt . . .“

Wieder warf ihm der Müller einen giftigen Blick zu. Der Bauer wäre erschrocken hätte er ihn bemerkt, aber er sah gerade hinüber zu dem kleinen Friedhof, den die Sonne in grünes Gold hüllte.

„Eine feine Nachbarschaft hast du hier . . .“

„Ja, man gewöhnt sich dran.“

Der Müller stand auf:

„Ich will dir das Geld geben, aber warten mußt du noch bis zum Markt, der Schwarze wird halt daran glauben müssen, es kommt mich hart an, kannst du dir das Geld nich anderswoher beschaffen?“

„Nein . . . bis zum großen Markt ist noch lang hin, aber ich will warten, es wird sich machen lassen . . .“

„Na, dann ist's ja gut . . . nein, so gehst' mir nich fort, ein' Wein mußt erst noch bei mir trinken . . . Solla! Ach richtig, der alte Drachen is' in der Kirche . . . na, wir brauchen ste nich, es geht auch so . . .“

Er schritt dem Gaste voran in das kühle Zimmer, holte den Weinkrug und zwei Gläser, goß ein und stieß an:

„Auf langes Leben“

Blick und Ton waren so eigen, daß es den Bauern durchschauerte, oder war es die dumpfe Stubenluft, die ihm die Frostschauer über den Leib jagte? Er trank rasch aus, wischte sich den Mund mit dem Ärmel seines Rockes und sagte:

„Vergelts Gott . . . und auf dem Markte treffen wir uns, ich will auch den Bullen hinführen, is' Nachwuchs da leb wohl derweil . . .“

Er ging, der Müller sah ihm mit eigentümlichen Empfindungen nach bis er im Walde verschwunden war. Dann goß er sich noch ein Glas von dem sauern Landwein ein, fuhr sich mit der Hand ein paarmal über den kahlen Schädel und sprach leise vor sich hin:

„Also den Wald willst du haben, just den hab ich mir eingebild't! Na, wer ihn kriegt, der wird ihn haben . . .“

Hätte ihn Gottlieb jetzt gesehen mit dem fückischen Lachen, er wäre ihm nimmermehr in den Weg getreten.

Mit dem Gemeindevorsteher hatte Veit an diesem Tage eine lange Unterredung. Er setzte ihm die Vorteile auseinander, die der Gemeinde werden mußten wenn der Müller den Wald erhielt. Freie Hutung für immerwährende Zeiten und Klastterholz für die Amtskanzlei während dreier Jahre. Der Gemeindevorsteher wollte sich die Sache noch beschlafen, aber ganz ohne Hoffnung blieb der Müller nicht. Er kannte Gottlieb und wußte es, daß der niemals so entgegenkommend sein würde.

Hatte er nach dieser Seite hin getan, was getan werden mußte, erwachte eine andere Sorge in ihm, die ihn festhielt wie die Kage die Ratte, er konnt nichts anderes mehr denken.

Der Schuldschein, wenn ich wüßt wo er is' . . . Den Schuldschein mußte er in seinen Besitz bekommen um jeden Preis. Er sann hin und her, schmiedete Pläne und verwarf sie wieder, die Zeit ging hin und er kam zu keinem Entschluß. Das milde Herbstwetter machte dunklen Regentagen Platz, der Himmel war grau wie ein Sack, die lieblichen Berge, das klare Wasser, die Kirche samt dem Friedhof, verschwand hinter grauen Nebelschleiern. In diesen Tagen war das Gekreisch der Mühle oft der einzige helle Laut in dem einsamen Flußthale. Kein Mensch verirrte sich in die verrufene Gegend. Die alte Magd tat mürrisch ihre Pflichten und verschlief die freien Stunden, der Knecht verbummelte die Abende. Er hatte mit seinem Herrn diese Arbeitseinteilung, daß Veit den Nachtdienst übernahm. Dann war der Müller so gut wie allein in der Mühle. Niemand störte ihn.

Kam wirklich mal nächtlich ein einsamer Wanderer ins Haus, ging er stumm zu den großen Holzschuppen, holte dort, was er von den Warenballen, die da lagerten über die Grenze schleppen konnte und verschwand lautlos. Der Müller hatte noch nie einen Gang nach drüben mitgemacht, er gestattete den Schmugglern nur das Lagern der Waren in seinem Hofe, führte sie sicher bis zur Grenze und heimste dafür den klingenden Lohn in Gold und Silber ein, ohne sich selbst zu gefährden. Es saß ihm eine Geldgier im Herzen, die wie ein böses Geschwür an seiner Ruhe fraß. Wenn er Gewinn mitterte floh ihn der Schlaf, es schmeckte ihm kein Essen, bis er hatte, was er ersehnte. Was er in seine Hände bekam, gab er nicht so leicht wieder heraus. Unter allerlei Vorwänden mußte er Zahlungen, die er zu machen hatte hinauszuschieben oder zu verhindern. Er dachte auch keinen Augenblick daran, dem Gottlieb die alte Schuld so ohne weiteres zurückzuerstatten. Aber der Markttag kam immer näher heran und er hatte in dieser Sache noch nichts getan. Es war die höchste Zeit, daß er sich um den Schuldschein kümmerte.

Zwei Tage vor dem Markte kam Lorenz, des Bauern ältester Sohn, ein frischer aufgeweckter Knabe in die Mühle. Beit war wie meistens ganz allein. Er erkannte den Jungen sofort, tat aber fremd und fragte unwirsch was er wolle. „Ich will nichts“ sagte das Bürschlein furchtlos, „der Vater läßt euch nur sagen ihr sollt bereit sein am Markttage und das Geld zur rechten Zeit bringen.“ „Zum Teufel ja“ schrie der Müller „den Weg hättest dir sparen können, der Vater wird schon kriegen was sein is.“

Er lachte dazu, aber es war kein helles fröhliches Lachen. Es klang gedrückt und hinterlistig wirkte unheimlich

auf die Frohnatur des Knaben. Scheu sah er zu dem Müller hin. Wie sonderbar der ausah . . . er hatte den Kopf in die Schultern gezogen, die scharf gebogene Nase, die funkelnden Augen erschreckten Lorenz so, daß er sich heimlich bekreuzte und so rasch wie möglich davonlief. Als er draußen im brauenden Nebel war, die Mühle fast darin versank wie in userlosen Wassern, da wurde er irre daran ob es der Müller, oder ein böser Geist gewesen sei, mit dem er gesprochen. Die Märchen die an der Teufelsmühle haften, fielen ihm ein. Da schüttelte ihn die Furcht, er begann zu laufen, und hielt nicht eher damit inne, als bis er den trauten Elternhof erreicht hatte. Im friedlichen Licht des heimischen Herdes fiel die Furcht langsam von ihm ab, doch war er noch so bleich, daß die besorgte Mutter ihn fragte:

„Was ist dir Junge? Du bist ja so blaß, hast du Gespenster gesehen?“

„Gespenster nicht Mutter, aber den Teufel . . .“

Der Müller hatte die Tür fest zu gemacht hinter dem Knaben.. Er verhüllte die Fenster, daß kein Lichtschein hinaus konnte, dann zog er unter seinem Bette eine Lade vor, nahm die Lumpen, die sie füllten heraus und holte endlich die blanken Taler, die Rollen voll Gold hervor. Er zählte das Geld, es war viel mehr als seine Schuld betrug. Er zählte dreitausend Taler ab, legte sie besonders weg, es war ein stattliches Häufchen.

Das soll ich nun hergeben, dachte er. Er fühlte einen stechenden Schmerz dabei, das Blut stieg ihm zu Kopfe, ihm war's, als stände jemand hinter ihm und flüsterte ihm ins Ohr:

„Das schöne Geld . . . du wirst es doch nicht hergeben  
Zeit . . . wirst so dumm nicht sein . . .“

Er sah hinter sich, aber nur die dunklen Schatten der verrußten Stube sah er, und den dunklen Fleck auf der Erde, von dem die Sage ging, es sei das Blut jenes Müllers, dem der Teufel das Genick gebrochen.

Es ging doch eine scheue Furcht durch seine Glieder, aber er nahm sich zusammen und versuchte zu lachen:

„Der Teufel . . . haha . . . wer so was glaubt . . .“

Langsam ließ er daß Geld durch seine Finger gleiten, tat es dann wieder in den Kasten, deckte es mit Lumpen zu, schob den Kasten unter das Bett und ging hinaus vor die Mühle.

„Ich muß mit dem Bauern reden . . .“ dachte er und ein unklarer Nebengedanke spann hinter seiner breiten Stirn weiter. „Den Schein soll er mir geben . . .“

Warum durchschauerte ihn dieser Gedanke? Er gab sich keine Rechenschaft darüber. Er starrte in den brauenden Nebel hinaus, der alles verhüllte. Gespentisch tauchten die Kreuze des nahen Friedhofs daraus hervor. Die Ahnung beschlich ihn, von der Nutzlosigkeit seines Lebens. Niemanden lebte er zur Freude, niemand liebte ihn, weil er niemanden liebte. Ein trauriges Bewußtsein. Er hielt sich nicht lange dabei auf. Wir wissen alle nicht wozu wir da sind, dachte er. Hauptsache ist es, daß wir nach unserem Vergnügen leben. Ich will mit dem Gottlieb reden, morgen noch . . .

Tags darauf führte er seinen Vorsatz aus. Durch den strittigen Wald führte ihn der Weg. Er troff vor Nässe. Schweres, faulendes Herbstwetter hielt hier jede Freude nieder.

Der Müller fror, er knöpfte sich den Mantel bis zum Halse zu und schritt rasch aus, als wolle er dem verwesendem Atem entfliehen, den der herbftlich nasse Waldboden aushauchte.

Ein Vergnügen ist so ein Weg wahrlich nicht, dachte der Müller, aber ich suche ja auch keines. Will nur mal nach meinem Rechte sehen, will es wissen, ob meine Schuld wirklich so groß ist. Bauern sind schlau, leicht könnt es sein, daß mich der Gottlieb betrügen will . . .

So belog er sich selbst. Er wußte es genau, daß er dem Gottlieb trauen konnte; aber, er brauchte eine Entschuldigung für seinen Gang, wollte vor dem Bauern tun, als wüßte er nicht genau wie groß seine Schuld sei, da wird ihm Gottlieb den Schuldschein zeigen, denn er war ein ordentlicher Mensch der nach dem Buchstaben handelte, er wird ihm den Schuldschein zeigen und er der Zeit wird es wissen, wo er ihn aufbewahrt . . .

Es durchrieselte ihn kalt, war es Furcht . . . Der Wald war so dunkel . . . es tropfte von den Bäumen und das klang wie leises Schluchzen. Wer weinte hier? Waren es die Kinder des Gottlieb die um den Vater weinten? . . . Herrgott, wohin verstieg sich seine Phantasie! Er brauchte nicht zu sterben, der Gottlieb, er sollte ihm ja nur den Schein zurückgeben, gutwillig oder mit Gewalt . . .

Wer lachte da hinter ihm her? War es ein Käuzchen? War es der Teufel? Die Leute sagten er habe hier im Walde sein Heim, auf dem großen Steine, an dem er jetzt vorüber mußte. Ja da sollte er hausen. Der Stein zeigte die Löcher, die der Teufelsfuß in ihn hinein gedrückt . . .

Auf einmal packte ihn eine furchtsame Neugier, er stierte durch das Dunkel nach der Richtung hin, in der der Stein lag und da sah er darauf zwei gelbe Lichter blitzen . . .

Rasch ging er weiter, er wollte das Kreuzeszeichen machen; aber die Hand die sich nie zum Beten faltete gehorchte

seinem Willen nicht, da nahm er den Stock fester in die berbe Faust und tappte sich aus dem Walde, dicker Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Endlich hatte er den Wald durchquert, aus dem Nebel, der das Tal füllte tauchten gelbe Lichter auf, verrieten die Wohnungen der Menschen, es war noch früh am Abend aber schon dunkel. Er ging den bekannten Weg nach dem Hause Gottliebs. Traulich leuchtete auch hier das Licht hinter blanken Fensterscheiben. Er sah sich die Fenster genau an, sie waren alle vergittert. Da sank ihm der Mut. „Es wird schwer sein, den Schein zu bekommen.“ Das ging ihm rasch durch den Kopf als er an das stattliche Hofstor klopfte. Es wurde dahinter lebendig Hunde bellten, eine Tür wurde heftig aufgerissen, ein schlurfender Schritt kam sachte näher, Schlüssel rasselten, der Schieber in der Hoftür tat sich auf und es fragte jemand:

„Wer is' da und was wollt ihr?“

Er nannte seinen Namen, der Knecht ging ins Haus und Zeit hatte Zeit zum Denken.

„Wie auf einer Festung leben sie, es wird schwer sein auf ehrliche Weise den Schein herauszubekommen . . .“ Das war das Ende seiner Betrachtungen. Der Knecht kam und ließ ihn endlich herein. Wütend fielen ihn die Hunde an, der Knecht jagte sie weg und zeigte ihm den Weg ins Haus. Jetzt hieß es das Gesicht in fromme Falten zu legen, Bauern sind mißtrauisch, aber auch schnell gewonnen, wenn man sie richtig nimmt. Er klopfte an und trat ein. Er fand die Familie beim Schein der Lampe um den Tisch versammelt. Die Kinder, lauter Flachsköpfe mit hellen, gesunden Augen, machten ihre Schularbeiten, die Mutter nähte, der Vater rauchte und sah Rechnungen durch; notierte, was

er morgen vom Markte mitbringen wollte. In dieses frauliche Leben brachte Veit Unruhe und Neugierde. Die Kinder starrten ihn mit offenem Munde an, die Frau sah verwundert und ärgerlich nach dem späten Gaste, tat nicht sonderlich freundlich. Der Bauer nahm die Pfeife aus dem Munde, legte seine Bücher fein säuberlich zusammen, trat dem Müller entgegen und reichte ihm die Hand. Verwundert und mißtrauisch klang die Frage:

„Was führt dich denn so spät noch her? Wo wir uns doch morgen auf dem Markte sehen werden?“

„Na, ich hätt halt mit dir ein Wörtel zu reden, 's is wegen des Scheines“ entgegnete der Müller und ließ sich schwer in den Stuhl fallen, den die Bäuerin ihm zugeschoben hatte.

„Sm“ der Bauer warf einen langen Blick auf den Müller, als wolle er in dessen Seele lesen, er fand nur gutmütige Ruhe in den derben Zügen. Da schickte er die Kinder hinaus.

„Die müssen nich' alles wissen“ meinte er, stocherte in seiner Pfeife herum, füllte sie aufs Neue und ließ so dem Müller Zeit sich zu äußern.

Der hatte einige Mühe auf den Zweck seines Besuches loszusteuern, Gottlieb kam ihm nicht entgegen. Die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt, den Kopf in den Händen vergraben, saß er dem Müller gegenüber und sah ihn wartend an. Veit räusperte sich, sah sich in der Stube um und um, sah das Kreuz in der einen, den Hausaltar in der anderen Ecke, sah wieder nach dem Bauern hin und kam dann zögernd mit der Frage:

„Wissen wollt ich nur, ob denn die Summe auch stimmen mag? Dreitausend Taler dünkt mich zu viel?“

Der Bauer sprang auf:

„Nichts is' zu viel, auf Seller und Pfennig stimmt die Summe, ich hab' sie dreimal überrechnet . . .“

„Du könntest dich doch verrechnet haben?“ fragte Veit lauernd.

Gottlieb kratzte sich hinter den Ohren:

„Ne Täuschung giebt's nich' ne ich hab den Schein, da steht's drinnen klipp und klar . . .“

Er nestelte an seiner Uhrkette und brachte einen kleinen Schlüssel hervor, damit schloß er ein Wandschränkchen auf, das unter dem Kreuze hing, nahm ein Beutelchen an sich, nahm aus diesem ein vielfach gefaltetes Papier und breitete es auf dem Tische aus:

„Da lest es selber“ sagte der Bauer und beobachtete den Müller, damit er nicht etwa das Papier vertausche oder verschwinden lasse, sein Argwohn war erwacht, er traute dem andern nicht mehr.

Der tat gelassen. Er wußte es nun wo der Gottlieb den Schein verwahrte, mehr wollte er im Augenblick nicht. Wie er den Schein aus dem Schränkchen bekommen sollte war ihm noch ein Rätsel, aber haben mußte er ihn und zwar bald. Er hatte ihn scheinbar durchstudiert und sagte nun gelassen:

„Die Sache hat ihre Richtigkeit, dreitausend Taler habe ich zu zahlen; wie das Geld gewachsen ist in der Zeit! Ja, Sorgen macht Sorgen und wiedergeben ein saures Leben, dagegen läßt sich nichts sagen.“

Er erhob sich und langte nach seinem Hute, der Bauer faltete den Schein zusammen steckte ihn in das Lederbeutelchen und schloß ihn wieder in den Schrank.

„Hätt'st dir den Weg sparen können“ damit henkelte Gottlieb den Schlüssel wieder an seine Uhrkette, was dem Müller nicht entging. Mit der scheinheiligen Miene des Fuchses meinte er:

„Ich habs nich' glauben wollen, daß es so viel is'. Hab' gemeint, du mußt dich irren; na nichts für ungut.“ Er reichte ihm die Hand. „Der Schwarze muß dran glauben, es is' mir leid um ihn. Auf morgen also . . . Wie is' das nur, bringst du den Schein mit raus, oder . . .“ er sah fragend zu dem Bauern.

Gottlieb sog schon wieder an seiner Pfeife:

„Kannst mir das Geld nach dem Markte bringen, ich mach unterwegs so was nicht gerne ab. Leicht kann ich den Schein verlieren, weglaufen wirst du mir nich' und wenn schon, da hab ich die Mühle.“ Es lag eine Drohung in seinen Worten die dem Müller nicht entging, ihn wütend machte. Sah er doch, daß hier in Güte nichts zu erreichen war. Er selbst wird schuld sein, wenn er um den Schein kommt — dachte er. Zum Gehen wendend rief er Gottlieb noch zu: „Auf morgen also!“ Sich noch einmal ordentlich umschauend, ging er aus dem Zimmer. Der Bauer leuchtete ihm hinaus, die Frau rief ihm aus der Küche einen Gute-nachtgruß zu, dann fiel das Tor hinter ihm zu und er stand allein im Nebel. Er sah sich das Gehöft noch einmal ordentlich von allen Seiten an, es war wohl verwahrt. Gute Wachhunde schückten es.

Auf ehrliche Weise ist da nichts zu erreichen — dachte der Müller. Na, wir werden ja sehen. Er hüllte sich fester in seinen Mantel und ging nach Hause.

## 2.

Der Markttag war in Regen und schwere Wolkenmassen getaucht. Es rieselte beständig zur Erde nieder in feinen Schnüren. Die Dünste, die der Regen schuf, balteten sich zusammen, durchzogen das Tahl, verhüllten den Wald. So rechtes Diebswetter . . . sagte die alte Kar'line, die dem Müller die Wirtschaft führte. Sie half ihrem Herrn in die schweren Fuhrmannsstiefel, schleppte ihm den Lodemantel, die Mütze und das Halstuch herbei. Zeit wollte den Viehmarkt besuchen.

„Soll ich den Schwarzen einspannen oder den Braunen?“ fragte der Knecht der sich auf den freien Tag freute.

„Nicht den Scharzen und nicht den Braunen, du Lap. Ich gehe zu Fuß, werde mir bei diesem Wetter die Tiere nicht ruinieren.“

Der Knecht lächelte verschmizt, er glaubte zu verstehen. Das Nebelwetter war dem Schmuggel so günstig. Na, er war es zufrieden, da hatte er wieder eine Arbeit weniger zu verrichten. Hatte er doch sein Leben nach dem Wahlspruch eingerichtet: Arbeit macht das Leben süß, Faulheit stärkt die Glieder.

Der Müller mochte eine halbe Stunde durch den Wald gewandert sein, als er das Knirschen von Rädern vernahm. Offenbar bahnte sich Gottlieb seinen Weg durch den Nebel, er mußte an der Mühle vorbei, Zeit hätte ihn von seiner Behausung aus anhalten und begrüßen können, was trieb ihn dazu, ihm den Weg zu queren? Hätte man ihn gefragt, er hätte es selbst nicht gewußt. Ein dunkler Wille, der seit Tagen in ihm lebte, ließ ihn so handeln, immer mit dem Grundgedanken: Den Schein, wenn ich ihn hätt . . .

Immer deutlicher wurde das Räderrollen und nun tauchte in seiner nächsten Nähe Gottliebs Gespann auf. Deutlich erkannte er den Freund, mit dem er einst in Poßdam das Kasernenleben geteilt, mit dem zusammen er die Tanzböden in Hallensee besucht hatte. Aufrecht und stolz saß der Bauer auf dem Kutscherbocke des Sandschleuders, er saß wie einer, der es weiß: Ich hab's und kann's mir leisten. Ein grauer Wettermantel verhüllte seine sehnige Gestalt, die Mütze hatte er tief in die Stirn gedrückt. Der Bullen, den er zum Verkauf führte, war hinten am Wagen angebunden. Langsam fuhr das Gefährt. Weit sah es deutlich: Der Bauer war allein. Niemand begleitete ihn. Da fühlte er auf einmal wieder einen fremden Willen neben sich. Ihm war's als flüstere ihm jemand zu: Schlag ihn tot. . .

Er schauerte zusammen, trat tiefer in den Wald zurück und sah jetzt erst wo er war. Dicht am Teufelsstein stand er. „Aee, sprach er zu sich selber, so will ichs nicht.“ Er ließ den Bauern vorbei fahren und ging sachle zurück in die Mühle. Er fand hier alles still und ruhig. Der Knecht fütterte die Pferde und sang dazu: Üb immer Treu und Redlichkeit . . . die alte Wirtschasterin klapperte in der Küche mit Tellern und Schüssel'n. Er schlich sich leise und unhörbar in die Giebelstube in der er sonst schlief, riegelte die Tür hinter sich ab und verkroch sich ins Heu, das in einer Ecke des Zimmers lag. Ihm war so seltsam zu Mute. Es trieb ihn etwas alles heimlich und unbeobachtet zu tun. Er wußte auch den Grund dafür. Die Wege wollte er sich frei lassen zum Handeln.

Ich muß mit dem Gottlieb heut noch ein Wörtel reden! Das trat immer klarer aus dem Wust seiner Gedanken. Vor Nachmittag konnte der Bauer nicht zurück kommen,

Ihm wurde tosenübel bei diesem Denken, aber, es kam immer wieder mit dem anderen: Ob er allein sein wird, der Gottlieb?

Wie im Fieber kreiste das durch seinen Kopf. Gottlieb stand verkörpert vor seinem geistigem Auge. Er sah den Freund allein durch den Nebel fahren. Er saß aufrecht auf dem Bocke, der Lodenmantel war offen, der Rock darunter auch, die breite silberne Uhrkette hing ihm quer über der Brust und an der Kette hing der Schlüssel zu dem Wandschrank, in dem der Bauer den Schein verwahrte. . . .

Der Müller sprang auf, er sah sich in dem kleinen Raume um, als habe ihm plötzlich jemand eine Kerze angezündet. Ja, es war hell geworden in seinem Kopfe, ganz klar ward sein Denken: Ich muß den Schlüssel haben . . . weiter brauchte er fürs erste nicht.

Warum warf er seinen Mantel ab und holte aus einem Schrank einen ganz verwitterten alten Pelz? Einen Pelz, wie ihn die Holzer trugen bei ihrer Winterarbeit in den Wäldern. Nie noch hatte der Müller solchen Pelz angehabt. Er ging zu einer Lade holte ein blitzendes Ding heraus, prüfte es sorgfältig und wäre jemand im Zimmer gewesen, er hätte das Knacken eines Revolverhanes gehört. Warum nur steckte der Müller ihn so sorgfältig in die Tasche des alten Pelzes? Wollte er mit dem Revolver wildern gehen? Ach, an so was dachte der Müller nicht, mit Wild versorgte ihn sein Knecht. Er wollte nichts weiter als den Schlüssel zu Gottliebs Wandschrank. Die Waffe nahm er nur zur Vorsicht mit. Es war Markt und an solchen Tagen trieb sich allerlei Gesindel in den Wäldern herum. Das sagte sich der Müller, während er die Klappe seiner Mütze tief in das Gesicht zog und sachte die Stufen hinunter stieg. Unten im Hofe blieb er lauschend stehen. Er hörte die Kar'line in der

Küche nicht mehr, aber der Knecht summt noch immer das Lied: Üb immer Treu und Redlichkeit. . . . Er war im Stalle. Der Müller wollte lachen, aber es brach sich nur ein kurzer Laut über seine Lippen, der wie das Bellen eines Wolfes klang. Leise schlich er sich aus dem Gehöft. Es hat mich niemand gesehen, so glaubte er. Aber, die alte Magd die von den Ställen kam hatte ihn durch den Nebel huschen gesehen, ein unsförmiger Schatten, den die Dünste riesengroß erscheinen ließen. Die Alte erschreck, spuckte dreimal aus bekreuzte sich und befete ihr Sprüchlein: „Alle guten Geister, loben Gott den Herrn.“ Da war der Schatten verschwunden.

Der Müller stand draußen vor dem Gehöft; noch war das Land verhangen von grauen Dünsten, die wogten hin und her wie Geister. Aus dem wässrigen Grau tauchten die Schatten des Waldes, die hohen Tannen, die knorrigen Eichen gespensterhaft hervor. Der Nachmittag war stark vorgeschritten, der Müller ging rasch, als fürchte er zu spät zu kommen. Des öfteren besühlte er die Taschen des alten Pelzes und nickte zufrieden vor sich hin, wenn er in der einen den Schlüssel zu seiner Kammer, in der anderen den Revolver vorfand. Ja, ein guter Wirt giebt acht auf seine Sachen. . . .

---

Gottlieb hatte gut verkauft, er hatte das Geld in seinem Ledegurt verwahrt, einen Trunk im Wirtshaus gefan und fuhr nun heim. Der Nebel hatte sich verdichtet, es war an diesem kurzen Herbsttage finster und rauh. Gottlieb hatte sich in einen Pferdekoxen gewickelt und fuhr heim. Langsam ratterte der Wagen über das hügelige Land dem Walde zu. Der Bauer hatte Zeit zum Denken, es lenkte ihn nichts ab

von seinem innerlichem Leben. Es gab da allerlei in der Wirtschaft was überlegt werden mußte. Die Feuerversicherung war zu erneuern, die Frau machte Anspruch auf einen neuen Winterrock, die Kinder brauchten Stiefeln und Schuhe, dann war am siebzehnten die Waldaktion. Bin neugierig ob der Müller mitbieten wird, der Spitzbube der . . ." sprach er laut vor sich hin. Es lag eine Betonung auf dem Worte Spitzbube, die die Mitte hielt zwischen kameradschaftlicher Freundschaft und erwachendem Mißtrauen. Beim letzten Zusammensein hatte der Mann ihm nicht gefallen. Er hatte solch falschen Blick gehabt . . .

Sü holt, damit trieb er die Pferde an, die plötzlich stille standen und nicht weiter zu bringen waren. Es war graudunkel im Walde, die Wagenlaterne beschrieb nur einen winzigen Kreis mit gelben Dunste; aber ein suchender Blick sagte es dem Bauern, der Weg war frei. Von neuem hieb er auf die Pferde ein, die Tiere waren nicht von der Stelle zu bringen. Sie zitterten und schnaubten, bäumten sich vor Furcht. Wär,s noch die alte Zeit, möchte ich meinen ein Wichtel sitzt im Wege, dachte der Bauer ärgerlich, nahm die Zügel fester in die Hand und sprang ab. Er leuchtete mit seiner Taschenlampe den Weg ab. es schien alles in Ordnung. „Da soll doch das Donnerwetter dreinfahren“ fluchte Gottlieb, die Tiere immer wieder antreibend. Auf einmal tauchte aus dem Nebel eine riesige Gestalt auf, schattenhaft und verumumt, unkenntlich in ihrer Wesenheit. Gottlieb erschreck, bekreuzte sich und sprach sein Sprüchel:

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn.“

Da lachte jemand wiehernd auf, ganz dicht neben ihm, eine derbe Hand fiel auf seine Schulter und eine Stimme rief ihn an:

„Du hältst mich wohl für den Gottseibeius Gottlieb? Die Sache ist lustig und gehört in den Hans Sürgel.“

Gottlieb nahm den Hut von seinem Kopfe und wischte den Schweiß von Stirn und Gesicht; er spuckte aus:

„Nichts für ungut Veit, aber man erlebt so allerlei in dem verdammten Nebel. Eine ganze Weile quäl ich mich mit den Viechern, nicht fort wollen sie von der Stelle, als säße der Teufel auf dem Wege.“

„Sih!“ kicherte Veit und zog den Kopf in die Schultern „die Viecher riechen Blut. Ist doch das Marterl nicht weit, das sie dem Jakob gesetzt haben ‚der vor vier Jahren hier jämmerlich ermordet worden iss‘.“

„Recht hast“ gab Gottlieb zur Antwort und sah sich scheu um. Er war nicht furchtsam, aber es giebt Augenblicke im Leben in denen der tapferste Mensch erschrickt und Unheil ahnend zittert.

„Hilf mir die Viehster vom Fleck bringen!“ bat er, froh darüber in dem düsteren Walde nicht allein zu sein, eine menschliche Stimme hören zu können. Er hatte viel Geld bei sich, es konnte ihn jemand belauscht haben auf dem Markte, so war seine Furcht erklärlich.

Der Müller trat nun dicht an den Wagen heran und redete den Pferden zu, wie ungeberdigen Kindern. Wie sanft er sprechen konnte: „Hansel, dummes, Liserl du närrisches, habt sein acht auf den Weg, seid vernünftig ihr Ruderchen. . . .“ Seine Stimme wirkte beruhigend auf die Tiere, sie hörten auf zu scheuen und wurden wieder fügsam.

„Stiehf' Bauer“, sagte Veit mit eingezogenem Kopfe „man muß das verstehen. Irgend wer hat die Tiere verschüchtert, das ist klar. Man sagt, Zigeuner können Pferde

so wiederpenstig machen, durch den Geruch einer Pflanze, oder irgend ein Geräusch, ich weiß es nicht genau; aber, sicher hat es hier wer auf deinen Geldsack abgesehen. . . .“

Das sagte Veit mit so sonderbarer Betonung, seine Augen lichterter dabei so gelb und falsch, daß es dem Bauern kalt über den Rücken lief. Es warnte ihn eine innere Stimme vor dem Müller, er fühlte es mit seinen, von der Wissenschaft noch nicht erkannten Sinnen, daß ein Feind in seiner Nähe war, der Böses wider ihn im Schilde führte. Es wurde ihm heiß und kalt in diesem Bewußtsein, er wagte es nicht die Augen aufzuschlagen und dem Müller frei in das teuflische Gesicht zu sehen. War es Absicht oder Unbesonnenheit, das Veit sich keine Mühe gab, seine unreinen Gedanken zu verbergen? Sie standen deutlich in seinem schwammigen Gesicht. Gottlieb war wieder auf den Bock geklettert. Nur fort aus diesem unheilvollen Walde, das war sein Denken, fort von dem Menschen, mit den teuflischen Augen.

Aber der Müller gab ihn nicht frei:

„Laß mich auffitzen du, kannst mich das Stückelr bis zur Mühle mitnehmen — kannst leicht ein Weilchen bei mir einkehren und ich will dir das Geld mitgeben, das ich dir schuldig bin. Hab dich vergeblich auf dem Markte gesucht, hab meinen Schwarzen losgeschlagen, leicht ist es mir nicht geworden, kannst mir's glauben!“

Das klang wieder so treuherzig, daß Gottlieb meinte, er habe vorhin geträumt. Die Aussicht zu seinem Gelde zu kommen ließ ihn alle Vorsicht vergessen. Er rückte zur Seite.

„Na da kletter mal rauf zu mir, Platz is' da“

Der Wagen rasselte nun wieder langsam durch die Dunkelheit. Die beiden Männer wechselten ein paar Worte

über das schlechte Wetter, dann schwiegen beide. Gottlieb hatte auf den Weg zu achten. Der Müller beschäftigte sich mit dem Schlüssel an des Bauern Uhrkette. Heute mußte er ihn bekommen, wenn es ihm heute nicht gelang, fand sich nicht leicht wieder eine Gelegenheit dazu.

So verging eine längere Zeit, die Nebel begannen sich zu lichten, sie näherten sich dem freien Lande, da hub der Müller an:

„Weißt Gottlieb ich hätt eine Bitte an dich . . . laß mir den Wald! Sieh, du hast ihn nicht so nötig, aber ich kann Holz darin schlagen wohl ein Jahr lang für mein Sägewerk. Sieh, akkurat darum bin ich dir in den Wald entgegen gekommen. . . .“

Es lag etwas drohendes in Beits Stimme. Dem Bauern wurde wieder bang zu Mute, er hieb auf die Pferde ein, aber sie gehorchten nicht, der Weg war zu dunkel und die Tiere hatten offenbar Furcht.

„Reden wir nicht weiter über die Sache“ rief Gottlieb erregt „Ich brauche den Wald und trete freiwillig nicht zurück. Du kannst ja mit bieten, das ist dein gutes Recht, wer ihn dann kriegt, der wird ihn haben. . . .“

„Ist das dein letztes Wort Bauer?“

Beit war dem Gottlieb in die Zügel gefallen, der Wagen hielt an.

„Zum Teufel ja, gib mir Ruh sag ich dir.“ Grimmig hatte Gottlieb es gerufen. „Nun dann, mit so einem mag ich nicht zusammen fahren, hol dir morgen dein Geld und leb wohl derweil.“

Der Bauer mußte nichts dagegen zu sagen, der Müller sprang von seinem Sitze ab, still wars um die beiden, ganz still, unheimlich still. Der Regen tropfte von den Bäumen;

es klang wie schluchzen, da sah der Müller vor seinen Augen sechs blonde Kinderköpfe, die neigten sich über den Vater und weinten. Sekundenlang griff ihn der Jammer ans Herz, dann rief ihn die dunkle Stimme wieder zurück: Schlag ihn doch tod! Da fuhr seine Hand ganz sachte in die Tasche, ein Schuß krachte, der Bauer brach getroffen zusammen. Ruhig stand Veit neben dem Sterbenden. Er leuchtete ihm mit der Wagenlampe in die brechenden Augen. Da kehrte das Leben noch einmal zurück in Gottliebs starren Blick, drohend blickte er auf den unredlichen Freund und gurgelnd kam es von den sterbenden Lippen:

„Gott wird mich rächen.“

Still wurde es im Walde, kein anderer Laut war zu hören als die fallenden Tränen der herbstlichen Bäume und das Rattern des Wagens der sachte deren Behausung zurollte, die Pferde kannten den Weg.

### 3.

„Wo der Mann so lange bleibt? Ich mein' er müßt' schon lange da sein. . .“ Die Bäuerin sagte es mit einem Blick auf die Schwarzwälderuhr. Sie sagte es zu Lorenz, der damit beschäftigt war, eine elektrische Leitung von der Küche nach den Ställen zu legen. Er war ein Bassler, im Scherze hieß er in Schule und Dorf: Der „Inschenär.“

Er ließ sich das gerne gefallen, war immer noch uneinig mit sich, ob er ein Bauer werden solle oder ein Techniker. Es war ja noch der Friedel da, ein stammer Junge der den Hof einmal übernehmen konnte. Jetzt sah Lorenz in das bekümmerte Gesicht der Mutter und tröstete sie:

„Vielleicht hat der Vater wem getroffen Mutter . . .“

Die Bäuerin schüttelte den Kopf:

„Nein, das tut der Vater nicht, daß er so lange sitzen bleibt, auch nicht mit dem besten Freunde. Er ist noch nie so spät vom Markt gekommen. Der Josef ist auch nicht da ich weiß nicht was ich mir von den allen denken soll!“

„Ist der Josef nicht mit dem Vater gefahren?“

„Nein er ist mit Korn zum Bauern Scholz gefahren.“

„Es ist dunkel heut Mutter, da sind die Wege schwer zu befahren. . . . Sieh nur wie schön die Leitung wird! Horch mal ob's läutet!“

Er lief nach den Ställen und kam mit rotem Kopfe zurück:

„Hat's geläutet Mutter?“

„Ach gib mir Ruh Junge! Ich bin nicht aufgelegt heut zu solchen Dummheiten. Rollt da nicht ein Wagen in den Hof?“

Lorenz lief vor die Tür und kam bald zurück: Josef ist's.“

Die Frau ging auf den Hof. Der Knecht spannte die Pferde aus, fluchte auf das Hundewetter und fließ den Wagen unter den Schuppen.

„Habt Ihr nicht den Bauern gesehen?“ fragte die Frau voll Sorge.

„Nee,“ erwiderte der Knecht „ist er noch nicht zurück vom Markt? Ich mein er müßt schon lange da sein. . . .“

„Wenn nur dem Vater nichts geschehen ist“ jammerte die Frau.

„Was soll dem Bauern geschehen sein?“ brummte der Knecht. „In irgend einer Kneipe wird er sitzen . . . Hunger hab ich.“ Er rieb sich die Hände. Es is' verdammt kalt heut . . .

„Euer Kaffee steht in der Röhre, nehmt ihn euch.“  
Die Ruhe des Knechtes ärgerte die Frau:

„Ihr könntet auch mal ausschauen nach'm Herrn . . .“

Josef langte sich den Kaffee vor. Er brummte etwas unverständliches vor sich hin. Es fiel der Frau ein, daß der Knecht am Morgen mit dem Bauern zusammen geraten war, da ließ sie ihn sitzen und wandte sich an Lorenz:

„Laß jezt die Spielerei, hol die Laterne, wir wollen dem Vater entgegen gehen.“

Die Sorge der Mutter steckte den Jungen an. Er zündete die große Laterne an, pfiß seinem Hunde und ging mit der Mutter hinaus den Vater zu suchen. Er war nicht furchtsam und hatte ein tapferes Herz, aber wie er in die schweigende Dunkelheit hinaustrat, wie der Schein der Laterne im grauen Nebel fast versank, wie die Wälder und Hügel aus dem dampfenden Grau gespenstisch auftauchten, riesigen Schatten gleichend, die zerfielen und wieder zusammen rannen, wie er das Schluchzen und Weinen der Waldbäume hörte, wurde ihm bange ums Herz. Er dachte daran, daß sich seit einigen Tagen Zigeuner in der Gegend herumtrieben, da wuchs die Angst in seiner Seele und würgte ihn. Kein Wort kam über seine Lippen, horchend ging er vorwärts den Hund an der Leine führend. Der wurde plötzlich unruhig, knurrte, zerrte an der Leine, bellte hell auf, wie Hunde bellen, wenn sie den Herrn wittern. Da atmeten Mutter und Sohn auf:

„Gott sei Dank, der Vater kommt . . .“

Ein Wagen ratterte heran, knirschend schnitten die Räder in den Sand. Der Wagen mußte bereits nahe sein, jezt tauchten die Leiber der Pferde riesengroß aus dem Nebel, es waren die Braunen, sie wieherten hell auf, als

ſie die bekannten Stimmen hörten. Lorenz bemerkte zuerſt daß der Wagen keine Laterne hatte. Sofort arbeitete ſeine Phantafie: Sicher hat der Vater die Laterne verloren, oder es hat ſie ihm jemand genommen, oder zerſchlagen, er hat ſich darum im Walde verirrt. . . . „Vater!“ rief er hell und freudig auf. „Vater!“ Es wurde ihm keine Antwort. Der Wagen kam jetzt in greifbare Nähe, deutlich erkannte Lorenz die zuaammengelegte Pferdedecke auf dem Kutfcherbock; aber, das Herz begann ihm heftig zu ſchlagen, der Vater war nicht da.

Lorenz ſtellte ſich mitten auf den Weg, hob die Laterne hoch und hielt die Pferde an; auch die Bäuerin war näher gekommen. Schreiend rief ſie; „Gottlieb, Jeſus, ſo red’ doch wo biſt du denn?“

Noch glaubte ſie, der Mann ſei aus zwingenden Gründen abgeſtiegen und müſſe jeden Augenblick aus dem Dunkel des Waldes treten:

„Er wird doch nicht krank ſein, der Vater?“

Bangend fragte ſie es, ſah ratlos ihren Jungen an. Sie riefen nun beide laut in den Wald: „Ho . . . hoho . . .“ nichts antwortete ihnen, als das Schluchzen der Regentropfen, die langſam von den Bäumen rannen. Da kroch die Furcht in die Bruſt des Weibes:

„Es hat jemand den Vater erſchlagen . . . O, Gott . . .“ jammerte ſie laut.

„Es ſollen Zigeuner im Walde ſein . . .“ flüſterte Lorenz in banger Scheu.

„Gib mir das Licht, lauf nach Hauſe, ruſ den Joſef, er ſoll kommen, wir müſſen den Vater ſuchen . . .“

Sie nahm die Laterne, Lorenz zitterte an allen Gliedern, hell loderte die Furcht in seinem Blute auf, tausend Gefahren, tausend fürchterliche Geheimnisse barg der Wald für ihn:

„Komm mit Mutter.“

Die Frau gab keine Antwort, in ihre weit aufgerissenen Augen trat Entsetzen, ihre Stimme klang heiser als sie mit ausgestrecktem Arme rief:

„Um aller Heiligen willen, was guckt da unter dem Stroh hervor?“

Lorenz trat furchtsam näher, warf einen Blick auf den Wagen und sah die Mutter entsetzt an. Kein Wort kam über seine Lippen. Die Frau fand den Mut. Sie schob ein wenig das Stroh zur Seite, das in dem Wagen lag und wich taumelnd zurück. Die Hände vor die Augen haltend schrie sie:

„Du mein Gott, das kann ja nicht sein!“

Nun sah auch Lorenz in den Wagen, da lag der Vater, bleich, kalt, tot. Die Augen waren offen und starrten zum dunklen Himmel auf.

Langsam führten Mutter und Sohn den Wagen mit dem feuern Toten in den Hof. Sie rief den Knecht, der trat erschrocken ein paar Schritt zurück:

„Jessas“ sagte er „der Herr is' tot!“

„Kommt, helft ihn mir ins Haus tragen!“ rief die Bäuerin mit gebrochener Stimme. Lorenz wehrte ihr dies:

„Erst muß die Polizei gerufen werden, Mutter, so hat uns es der Lehrer erklärt . . .“

„So ruft sie.“ In ein großes Umschlagtuch hüllte sich die Frau, sie blieb bei dem Toten, während Lorenz und der Knecht zur Wache liefen, die im Dorfe stationiert war.

Die Polizei kam, untersuchte die Leiche, sie war nicht beraubt worden, alles Geld, die Uhr mit Kette war da, das Fehlen der Schlüssel bemerkte niemand, es wäre auch bedeutungslos gewesen für alle die den Zusammenhang nicht kannten.

„Ein Raubmord ist es nicht, es kann sich nur um einen unglücklichen Zufall handeln, vielleicht ging die Kugel eines Wildschützen fehl, oder es liegt ein Racheakt vor.“

„Der Knecht,“ dachte die Frau. Es fiel ihr ein, daß er am Morgen Streit gehabt hatte mit dem Herrn, wegen fehlenden Hafers. Sie sagte nichts, aber andere mußten daselbe denken, jeder sah den Knecht mit scheuen Augen an, jeder ging ihm aus dem Wege.

Als die Leiche gewaschen und aufgebahrt war kam der Müller herüber. Er tat sehr erschrocken, bot der Frau seine Hilfe an und auf eine leise Bemerkung von ihr meinte er mit eingezogenem Kopfe:

„Leicht hat'n der Josef umgebracht. Aber, man weiß nichts gewisses nicht und da heißt es still sein.“

Der Josef ahnte nichts von dem Verdachte, der auf ihm ruhte, er bot sich zur Nachtwache bei dem Toten an, aber die Bäuerin wies seine Hilfe erschrocken ab:

„Ne, ne, ihr nicht . . .“

Verdutzt sah sie der Knecht an, es dämmerte ihm daß sein Streit mit dem Müller schuld sei an ihrer Weigerung und er zog sich verlegt zurück. So ein Streit kam leicht vor. Er hatte zu viel Hافر verbraucht, der Wirt hatte darüber gescholten, das kam überall vor, das war nichts sonderliches . . . aber, wie die Frau wollte, er drängte sich nicht auf . . .

„Laßt mich bei meinem Freunde wachen . . .“ hat der Müller. Er gab seiner Stimme den wohlwollenden Ton, der halb verlangend, halb bittend war und auf einfache Naturen selten seine Wirkung verfehlt.

Die Frau sagte aber nicht gleich ja. Sie überlegte: „Der alte Paulek wird wachen“ erwiderte sie ausweichend. Sie liebte den Müller nicht, hatte ihren Mann immer zurückgehalten von seinem Verkehr mit Veit. Ihre Gründe waren einfacher Natur:

„Der Mann lebt nur für sich, das gefällt mir nicht. Warum nimmt er nicht eine Frau, wie's Brauch und Sitte ist.“

Darauf hatte Gottlieb nie eine Antwort gehabt. Er mußte der Frau recht geben, das Leben, das der Müller führte war keines, das vor Gott bestehen konnte.

Veit gab sich mit dem Bescheid der Frau nicht zufrieden. Er wollte im Hause bleiben, hatte so die einzige Möglichkeit zu dem Scheine zu kommen gelang es ihm nicht bald den Schein zu ergattern, dann mußte er sich in das Sterbehaus schleichen während des Begräbnisses, das aber war gefährlich.

„Der alte Paulek ist kein würdiger Wächter für so einen Mann wie Gottlieb. Er hat es wahrhaftig nicht verdient, daß er nur von Bettlern behütet wird in seinen letzten Stunden, die er noch über der Erde zu verweilen hat. Wir waren treue Kameraden während unserer Dienstjahre, überlaßt es mir ihm diesen letzten Freundschaftsdienst zu leisten.“

Die Frau nickte ein Ja. Der grenzenlose Sammer hatte ihre Kraft zum Widerstande gebrochen.

Am Abend kam aber doch auch der Paulek. Der Müller wollte ihn wegschicken, doch besann er sich eines besseren und machte keinen Einspruch. Schließlich war es

gut wenn er nicht allein blieb in dem Sterbezimmer, es konnte dann kein Verdacht auf ihn fallen, wenn das Fehlen des Scheines bemerkt wurde und das war immerhin möglich.

Es kam die Nacht vor dem Begräbnis, noch war es dem Müller nicht gelungen sich in den Besitz des Scheines zu setzen. Immer war die Frau bei der Leiche geblieben, hatte die Hände gerungen, geweint und die Strafe Gottes auf den Mörder herabbeschworen. Sein Herz war kalt dabei geblieben, er fühlte keine Reue. Noch kreifte die Sucht, sich den Schein zu verschaffen, alles andere verdrängend durch sein Blut. Wenn es ihm auch in dieser Nacht nicht gelang, mußte er es versuchen in das Sterbehaus zu bringen, während der Bauer hinausgetragen wurde zum ewigen Frieden. Er hatte Glück; die Frau war überwältigt von Jammer und Nachtwachen in einen tiefen Schlaf gesunken, wie ihm Lorenz sagte, so blieb er allein mit dem alten Paulek. Den wollte er sich wohl vom Halse schaffen. Als er das Totenzimmer betrat kniete der Ortsarme im Winkel der Stube und betete den Rosenkranz. Unermüdtlich rannen die Worte über seine Lippen, leise murmelnd wie das Murmeln eines sanft fließenden Bächleins. Der Müller setzte sich in einer Ecke des alten Ledersophas zurecht, schlug den alten Kalender auf, den er sich mitgebracht hatte und tat als ob er läse. Seine Augen wanderten aber über den Rand des Buches hinaus in der Stube herum. Von dem Wandschrank zu der Leiche, die geschmückt mit Tannengrün und Herbstblumen im Sarge lag, von der Leiche zu dem betenden Bettler. Er mußte es versuchen den Mann für Augenblicke unauffällig aus dem Zimmer zu schicken. Es mußte bald geschehen, noch ehe Mitternacht vorüber war. Je länger sich die Möglichkeit verschob in den Besitz des Scheines zu gelangen, um so unmöglicher wurde sie. Sollte aber der

Mann, der da so still im Licht der Kerzen lag umsonst gestorben sein? Das wäre gegen jede Vernunft gewesen. Wie sehr er auch sein Hirn anstrengte es fiel ihm kein guter Gedanke ein. Die Nacht stieg höher, die Kerzen brannten runter, immer noch befete der Bettler seinen Rosenkranz. Da endlich hatte der Müller einen Einfall, er nahm ein Glas, das auf dem Tische stand tippte Paulek auf die Schulter und bat ihn:

„Ein Glas Wasser, wenn ihr mir vom Brunnen holen wolltet . . .“

Der Bettler sah ihn unwirsch an. Jetzt in der Nacht sollte er in den Hof der dunkel war und kalt. Da zog der Müller einen Taler aus der Tasche, er ließ ihn im Schein der Kerzen blinken:

„Er ist euer wenn ihr mir das Wasser holt“

„Wozu wollt ihr Wasser trinken?“ fragte Paulek, sah aber gierig nach dem Gelde:

„Die Luft ist drückend hier und schlecht, ich weiß nicht wo der Brunnen liegt, sonst würde ich selbst gehen.“

Der Taler gleiste und glänzte, überwand die Scheu des alten Mannes vor der Nachtluft. Er erhob sich von den Knien, berechnete wieviel Schnaps er für den Taler kaufen konnte, nahm das Glas und ging hinaus.

Der Müller horchte, bis sein schlürfender Schritt im Hofe verklang, der Brunnen stand mitten darin, ein paar Minuten mochten wohl vergehen ehe Paulek den Eimer aufgewunden hatte, die galt es rasch zu nützen. Er warf ein paar Blicke rund um sich, verriegelte die Tür und schlich zu dem Wandschrank. Wie der Schlüssel im Schlosse kreischte sah er sich unwillkürlich um. Da fiel sein Blick gerade auf

das Gesicht des Toten. Die Augen, die nicht geschlossen waren, schienen drohend auf ihn gerichtet und er vermeinte die röchelnden Worte zu hören:

„Gott wird mich rächen.“

Es lief dem Müller kalt über den Rücken, unverwandt sah er in das wächserne Gesicht, vergaß es fast den Schrank zu öffnen. Das Kreischen des Pumpenrades, das durch die stille Nacht zu ihm hereinbrach gab ihm die Besinnung zurück. Mit einem jähen Ruck riß er sich zusammen, schloß das Schränkchen auf, nahm ihm das wohlbekanntes Beutelchen heraus, schloß rasch wieder ab und wandte sich wieder dem Toten zu. Es schien, als rufe er ihn, hielt ihn fest mit seinen drohenden Augen. Dem Müller trat der Schweiß auf die Stirn, seine Hand fühlte den Schein in dem Beutel, aber, er hatte nicht den Mut ihn einzustecken. Unverwandt glockte er hinüber zu dem Sarge, ging wie bezwungen von einem fremden Willen Schritt für Schritt auf den Toten zu und mit einem heiserem:

„Da nimm was dein ist . . .“ schob er das Beutelchen dem Toten in die Tasche des Hochzeitsrockes, den die Frau ihm angezogen hatte. Der gelbe Schein der Lichter flackerte über die Leiche hin, es war dem Müller als spiele ein seltsames Lächeln über das farblose Gesicht, schauernd wandte er sich ab. Es war die höchste Zeit gewesen, der Bettler kam zurück und Veit schob rasch den Riegel von der Tür. Die Schlüssel warf er in eine Ecke des Zimmers. Jetzt atmete er erleichtert auf. Ihm wars, als sei alle Schuld von ihm abgefallen, er trank das Wasser gierig aus und fühlte sich so sehr erfrischt, daß es ihm möglich war den Rest der Nacht in der Ecke des Sophas zu verschlafen.

Als er am Morgen zum vollen Bewußtsein erwachte, ward es im Hause schon lebendig. Die Frau kam, dankte ihm mit wenigen Worten und bot ihm Frühstück an. Er hatte aber nicht den Mut aus dem Zimmer zu gehen, wollte es erst verlassen wenn der Sarg verschlossen war:

„Ich kann nicht essen, so lange noch der letzte Liebesdienst dem Toten nicht geworden ist.“ sagte er scheinheilig und setzte leise hinzu: „Es wird Zeit sein den Sarg zu vernageln, es ist der Kinder wegen, die Leiche verändert sich schon.“

Die Frau warf einen raschen Blick auf die sterbliche Hülle des Mannes und ein leichtes Grauen durchslog ihren Körper. Der Müller hatte recht. Der Mann da wurde ihr fremd und fremder, da rief sie die Kinder und das Hausgesinde zum letzten Abschied in die Stube. Die Kinder kamen, sechs blonde junge Geschöpfe mit blauen Augen und frischen Gesichtern. Weinend und furchtsam beugten sie sich über die Leiche, küßten die starren Hände und jammerten:

„Vaterl, liebes Vaterl wach doch auf!“

Beit sah über die Gruppe hin, sein Herz blieb kalt. Er wachte nur darüber, daß niemand der Leiche sich zu nahe wagte.

„Geht“ rief er den Kindern zu, „geht, euer Vater ist jetzt im Himmel und den Körper müssen wir der Erde wieder geben.“

Sanft drängte er die Kinder fort, führte die weinende Frau hinaus und schloß mit Paulek zusammen den Sarg. Als der letzte Schlag in dem stillen Hause verklang, wich alle Sorge von ihm: Jetzt endlich war er sicher vor Entdeckung. Jetzt war der Schein im Besitze seines Eigentümers für immer geborgen. Niemand hatte einen Beweis in Händen für die Schuld, das Geld blieb sein. Eine große Ruhe kam in seine Seele, die Ruhe die einzutreten pflegt, mit dem Erfolge

eines mühsam erreichten Zieles. Er lachte förmlich als er aus dem Totenzimmer trat, fuhr mit seiner derben Hand dem Lorenz über den blonden Kopf. Der Junge stand im Hausflur, er zuckte unter dieser Berührung merklich zusammen, sah den Müller aus seinen Kinderaugen scheu und seltsam an. Es lag eine stumme, grübelnde Frage in diesem Blick. Zeit konnte ihm nicht standhalten, er stotterte ein paar Worte und lief hastig aus dem Hause. Lorenz sah ihn erst am offenen Grabe wieder. Da stand er mit frömmelnder Miene, hielt den Hut in den groben Händen und lauschte den Worten des Priesters, der die Rache des Himmels herabbeschwor auf den gottlosen Mörder, der sechs junge Menschenkinder zu Waisen gemacht hatte. Sechs junge blonde Köpfe neigten sich über das offene Grab, dem Toten den letzten Gruß zu bieten, des Müllers Herz blieb unbewegt. Er nahm wie die andern eine Hand voll Erde und warf sie dem Toten nach.

---

### 3.

Der Müller hatte seinen Wald. Der Tag an dem ihm das Grundstück zugesprochen wurde, gehörte zu den glücklichsten in seinem Leben. Er ging in der frostigen Winterzeit durch die verschneiten Wege, freute sich der frischen Luft, die herb und kräftig durch das Buschwerk zog, freute sich des Lichtes, das hell auf den Tannen und den entlaubten Buchen lag. Er zeichnete selbst das schlagreife Holz, nahm sein Merkbuch aus der Tasche, rechnete und überschlug den Reingewinn, der schon im ersten Jahre den Kaufpreis überwog. Vergnügt rieb er sich die Hände, er dachte kaum noch

•••••

•• daran, daß Blut an diesem Besiß klebte, unschuldig vergossenes Blut. Er wußte es genau: Er würde ein zweites Mal morden, wenn es sein müßte. Schließlich, was war dabei? Man braucht nur zu zielen, nur den Hahn ein wenig spannen und losdrücken, sonst war nichts nötig. Wollte Gott es anders, nun, so würde er schon Wege finden das bedrohte Opfer zu retten.

So höhnte Zeit in seiner Seele das Höchste und Heiligste der Welt. Aber wie hart auch sein Gemüt war, den Bauernleuten ging er doch aus dem Wege. Seit dem Begräbnisse hatte er sich drüben im Trauerhause nicht mehr gezeigt. Hier ging alles seinen geordneten Gang. Es ist nicht des Bauern Art sich im Schmerze zu verlieren. Die Arbeit, die gebieterisch ruft, schützt vor dem Verzweifeln. Jeder mußte nun doppelt fleißig sein und Lorenz, den die Mutter aus der Schule genommen hatte mußte den Knecht ersetzen, soweit seine jungen Kräfte das erlaubten. Wortlos schuftete er neben der Mutter, selten nur gönnte er sich eine Pause. Die Tage waren kurz und mußten genützt werden. Aber wenn der Abend sich mit dunklen Flügeln über die Erde legte, das Herdfeuer mit hellem Schein prasselte und wärmte, dann saß wohl die Mutter mit den Kindern spinnend am Herd und sie sprachen von dem und jenem, sprachen von dem frühen Tod des Vaters. Der Verdacht des Mordes war an dem Knechte hängen geblieben, hatte ihn gezwungen, die Gegend zu verlassen.

„Ich weiß nicht Mutter“ sagte eines Abends der Lorenz zu der Bäuerin „ich weiß nicht wie es kommt aber ich kanns nicht glauben daß der Josef den Vater erschossen hat. Er war doch ein ordentlicher Mensch, das sagen alle. Und ein ordentlicher Mensch wird seine Seele nicht so belasten um

eines Streites Willen. Das sagt auch unser Pfarrer. Wenn er den Vater im Zorn erschlagen hätt . . . das könnte ich eher verstehen . . .“

Erschrocken sah die Bäuerin dem frühreifen Knaben ins Gesicht. Ihr war es eine Genugthuung gewesen, den Mörder zu kennen und ihn zu meiden. Ihre Gedanken konnten sich mit ihm beschäftigen, ihn im Gebet der ewigen Vergeltung Preis geben. Das sank alles in nichts zusammen, wenn der Knecht nicht der Mörder war.

„Ja, um alles in der Welt wer soll es denn getan haben, wenn es der Josef nicht war!“ rief sie und sah ratlos ihren Jungen an.

„Mutter“ Lorenz senkte seine Stimme zum Flüstern, „der Wächter erzählt, er habe damals den Teufel aus der Mühle kommen sehen, gerade in den Wald is' er gegangen.“

„Sei nicht so dumm Junge . . . sowas glaubt niemand mehr,“ rief unwirsch die Bäuerin.

„Nein Mutter sowas glaub ich auch nicht. Ich fürcht mich vor dem Teufel, was wahr is' is' wahr; aber, die Hanne vom Wirt zum roten Hirsch sagt es auch: Der Teufel erschießt die Menschen nicht, er erwürgt sie . . .“

„Nu, also . . .“

„Sieh mal Mutter, es muß nicht der Teufel gewesen sein, der unser Vaterl umgebracht hat . . . ich kann mir nicht helfen, eine Stimme sagt es mir, wieder und wieder, erschreck nicht Mutter, der Müller war's“

„Lorenz!“ schrie die Frau entsetzt. „Wie kannst du so was reden, ich mag den alten Heuchler auch nich' aber so schlimm denk' ich nich' von ihm, nee . . .“ Sie sagte das so heftig, daß sie auf ihre Arbeit nicht acht hatte, und den

Faden zerriß, den sie auf ihrer Spindel hatte. Während sie ihn wieder knüpfte sagte Lorenz:

„Ich will ihn mal fragen den Veit, wo das Geld geblieben is' das er dem Vater geben sollte am selbigen Tage . . .“

„Was du dir alles zusammen sinnierst Junge . . . der Vater hat alles Geld in der Tasche gehabt, nichts hat gefehlt.“

„Mutter, der Josef hat gesagt: Nur das Geld hat er in der Tasche gehabt, das er für den Bullen bekommen hat. Der Bauer, der ihn gekauft hat, hats dem Josef gesagt wieviel es war. Wo sind die dreitausend Taler, die der Müller zahlen sollte? Alle Tage muß ich darüber nachdenken und wenn ich schlafe kommt der Vater zu mir und sagt mir: Geh Venzel hol das Geld vom Veit . . .“

Die Frau legte ihre Arbeit weg:

„Reden wir nicht mehr drüber. Es graut mir, wenn ich an das alles denke. Lassen wir dem Toten seine Ruh. Glaub mir Lorenz“ sie sah ihn dabei in das junge, vom Herdfeuer hell beleuchtete Gesicht „unser Herrgott wird den Mann schon finden, der so schwer gesündigt hat. Geh, lösche das Feuer aus und laß uns schlafen gehen.“

„Ich geh morgen zum Veit Mutter, ich will ihn fragen wo das Geld is' das er dem Vater schuldet.“

Es war ein knisternder klarer Wintertag an dem der Knabe seinen Vorsatz ausführte. Vom Vater hatte er es erfahren, daß der Müller ihnen dreitausend Taler schuldig war. Im ersten Augenblick nach dem Unglück hatte er daran nicht gedacht, dann aber war sachte die Erinnerung wach geworden in ihm und dies und das fiel ihm ein, was dunkel und unklar in Veits Leben war. Er ging durch den hellen

Winterwald zur Mühle. Der Müller war auf diesen Besuch nicht vorbereitet und erschrak heftig als der Knabe vor ihm stand. Erbsahl wurde sein Gesicht, ein Beben ging durch seine Glieder, ihm wars, als sei der Tote erstanden und fordere Rechenschaft von ihm, so sehr glich Lorenz seinem Vater. Bald aber sah Veit seinen Irrtum ein, er fand sich langsam wieder, versuchte ein freundliches Lachen und fragte Lorenz nach seinem Begehrt:

„Seid ihr in Not, schickt dich die Mutter? Soll ich kommen euch zu raten?“ So erklärte er sich den Besuch des Kindes.

Lorenz sah ihn mit seinen hellen Augen so durchdringend an, daß der Müller seinem Blick nicht stand halten konnte. Verlegen sah er zur Seite. „Ich wollt euch nur fragen Veit, wo das Geld geblieben ist das ihr dem Vater schuldet?“

Scharf durchschneid die helle Knabenstimme die Winterstille in der Mühle, furchlos, mit dem klaren Blick des reinen Herzens sah Lorenz zu Veit auf.

Der war bleich geworden, kein Wort wollte über seine Lippen, scheu huschte der grünlich schillernde Blick aus seinen kleinen Augen über Lorenz hin. Einen Augenblick hörte er wieder die Stimme des Versuchers hinter sich: schlag ihn tod. . . . aber die Vernunft blieb Siegerin. Ein solcher Mord wäre nicht unentdeckt geblieben in dieser klaren, hellen Zeit. Da gab es überall Augen und Ohren, da hieß es wachsam sein und keine Dummheit begehen. Er wischte mit der klobigen Hand über seine Stirn, auf der der Schweiß in hellen Tropfen stand: Nur nicht dumm sein Veit, die Dummheit ist die größte Sünde auf der Welt.“

Er hatte sich langsam gefaßt und sagte mit erheuchelter Treuherzigkeit:

Wie kommst du auf solche Gedanken Junge?

Furchtlos erwiderte Lorenz:

„An dem Tage, an dem Vater ermordet wurde, solltet ihr ihm das Geld wiedergeben, das ihr ihm schuldig wart.“

Ein dunkles schweres Lachen brach sich über die Lippen des Müllers Bahn: „Das Geld, haha, das Geld . . . das hat der Vater lange . . .“ Und als er die Zweifel in dem jungen Gesichte sah:

„Bring mir ein' Schein über die Schuld, da zahl ichs leicht noch mal. . .“ Hohn lag in den Worten, Lorenz fühlte es deutlich, hier war etwas nicht in Ordnung, aber er kam gegen den Müller nicht auf. Im halben Troße rief er: Ich will ihn wohl finden, den Schein, dann sollt ihr zahlen und . . . das weitere erstarb ihm auf der Lippe vor dem graufamen Blick des Müllers. Es rieselte ihm kalt durch die Glieder, ein Gefühl von Furcht überkam ihn er lief rasch aus dem Hause.

Zeit sah ihm nach, er sah ihn über die glatte Schneestraße laufen, sah ihn verschwinden im feierlichen Walde und er lachte befreit auf.

„Mit dem Bürschchen will ich wohl noch fertig werden, ist's nicht heut so morgen. Er holte sich seine Pfeife, aber, sonderbar, sie schmeckte ihm nicht. Schmeckte ihm das erste mal nicht seit jenem Morde im Walde.“

„Der Bengel ahnt etwas . . . na, er soll nur suchen. Die Toten halten fest was sie haben. Den Schein — ha ha — den haben die Würmer längst zerfressen. Ja, es war ein guter Einfall von mir gewesen, den Schein dem Gottlieb wieder zu geben. Wo ist der Mensch, der da sagen könnte ich habe ihn gestohlen. . .“

Nachte da nicht jemand hinter ihm? Er sah sich um, wahrhaftig, da stand Gottlieb im Fenster und lachte ihn aus. Nur eine Sekunde lang sah er ihn, aber so deutlich, daß er ihn hätte fassen können. Er zitterte vor Erregung. Dummheit, flüsterte er, der Bengel sieht dem Vater so ähnlich, das ist alles, sein Bild ist mir im Auge geblieben. Trinken wir eins drauf, das wird das beste sein. . . .

Er goß sich einen Wacholder ein, trank ihn rasch aus und füllte das Gläschen zum zweiten male. So, das tut gut. . . ja, so wollen wir die Spuckgeister wohl verjagen.

Aber sonderbar, es gelang ihm nicht. Zum ersten male seit dem Morde fühlte er sich nicht frei. Immer ging jemand neben ihm her, schattenhaft aber doch deutlich fühlbar.

„Ein Narr bin ich, der sich von ein paar Kinderaugen ins Borhorn jagen läßt. Ich will mir wohl helfen davor, ja das will ich. Auf dem Grunde seiner Seele erwachte ein dunkler Gedanke. Nicht zum zweiten male soll mir der Fraß in den Weg treten. Hüten soll er sich vor mir. . .

Doch all diese Gedanken waren nicht im Stande die Unruhe aus seiner Seele zu nehmen, die da plötzlich erwacht war. Fürchtete er sich? Vor dem dummen Jungen vielleicht? Nein vor dem nicht, aber er konnte etwas wissen und ihm dadurch immerhin gefährlich sein. Die Sorge darum packte ihn so gründlich, daß ihm das Essen nicht mehr schmeckte, er wurde bleich und sichlich mager. Seine Wirtschaftlerin riet ihm zum Arzt zu gehen, er wies sie barsch ab, da ging sie selbst nicht zu einem Doktor; nein, zu dem Schäfer ging sie, der in dem Rufe stand Wunderkuren zu machen.

Der Alte, der seine Weisheit vom Vater ererbt hatte und wirklich manches nützliche wußte, von der Heilkraft bestimmter Kräuter wiegte bedenklich das graue Haupt:

„Dem Manne Jungfer Kar'line, dem kann ich nicht helfen. Dem sitzt auf der Seele, da kann ich nicht hin, geht zum Pfarrer und laßt eine Messe für ihn lesen. . . .

Ob das die Alte getan hat, ist nicht bekannt. Dem Müller wurde nicht besser, im Gegenteil, sein Blick wurde immer dunkler, sein Wesen verschlossener. Mit dem beginnenden Frühling stellte sich bei ihm eine eigene Scheu vor dem Walde ein. Oft kehrte er dicht vor dem Walde um und lief wie geheßt zur Mühle zurück oder gar ins Wirthshaus. Ja, ja, man sah ihn jetzt öfter mal mit dem Lehrer und dem Förster beim Biere sitzen. Er trank sehr vorsichtig und sprach nur wenig, aber die Gesellschaft beruhigte ihn. Einmal kam die Rede auf den Wald.

„Seit dem Morde ist es darin nicht geheuer,“ meinte der Förster und lachte verschmikt dabei. Seine Rede war für die Bauern am Nebentisch bestimmt. Es wollte das abergläubige Volk davon abhalten in den benachbarten herrschaftlichen Wäldern zu wildern, das gelang ihm am besten, wenn er den vorgelagerten Wald des Müllers mit Geistern bevölkerte.

Ja, ja, man hat verschiedentlich den Gottlieb dort getroffen, bis in mein Revier hinein hat ihn mein Säger neulich verfolgt. . . .

Dem Müller wurde nicht wohl bei dieser Rede:

„Das sind ja alles Schnacken“, sagte er, sich sein Glas von neuem füllend. „Was tot ist, das ist tot, da heißt die Maus kein' Faden ab. . . .“

Die Unruhe die in seinen Augen flackerte strafte seine freien Worte Lügen. Der Kerl zittert ja vor Furcht, dachte der Jäger und fing nun erst recht an lang und breit von Gespenstern zu reden, von der Unruhe der Seele gemordeter Menschen, die so lange über der Erde verweilen müssen bis der Mord gefühnt ist.

Da kann manch einer leicht warten bis zum jüngsten Tage — meinte der Beif, zog seinen Beutel, zahlte seine Zeche und ging. Die Gesellschaft war ihm unbehaglich geworden.

„Der sieht auch aus als habe er was auf dem Gewissen,“ damit sah der Jäger ihm wenig freundlich nach.

Inzwischen ging Beif seinen Weg, der ihn durch seinen Wald führte. Er hätte einen anderen Weg wählen können, aber der war weiter, auch war der Troß in ihm erwacht.

„Will doch sehen ob der Gottlieb so ruhelos is“! Mein Herr Förster ich gehör nicht zu den Dummen, die sich vor einem Schatten fürchten. Herzhaft schritt er zu. Der scharfe Wein hatte ihm Mut gemacht. Er blieb oft stehen, pustete die heißen Atem von sich und wiederholte sich wieder und wieder daselbe:

„Dummes Geschwätz. . .“ Was aber in seiner Seele vorging konnte er nicht bannen. Leise leise, wie wenn ein Würmchen die Schale seiner Verpuppung durchbohrt, brach sich die Frage Bahn: Und wenn es doch so wäre wie der Förster sagt? Wenn eine Wahrheit in dem Glauben läge, der die Seele des grausam Ermordeten ruhelos wandern läßt auf Erden bis zur Sühne?

Es durchrieselte ihn mit banger Furcht, als er den Wald betrat, der im Dunkel des Vorfrühlings lag. Es

dämmerte und der Tag war frühe, just so, wie damals als Gottlieb vom Jahrmarkt kam. Die Nebelschwaden fluteten wie damals durch den Wald, der Regen rieselte wie damals leise von den Bäumen, aber es ward lebendiger im Walde. Es piepste hier und da ein Vöglein, das vom Frühling träumte und der Bach, der den Wald durcheilend zur Mühle lief, plätscherte laut und vernehmlich.

„Er führt viel Wasser . . .“ dachte der Müller „hoffentlich hat der Bursche die Schleusen aufgezogen, wir haben Tauwind und es kann leicht sein, daß wir Hochwasser kriegen, es lag viel Schnee in den Bergen.“

Eine Weile lenkte so der Bach seine Gedanken von allen Fragen an die Ewigkeit ab, aber plötzlich waren sie wieder da. Wie angewurzelt blieb Veit stehen. Zwischen den Bäumen nahe dem Teufelsstein stand Gottlieb. Das Blut erstarrte in des Müllers Adern, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn, mit stieren Augen sah er unverwandt auf die unheimliche Gestalt zwischen den Bäumen. Es war kein Zweifel möglich: Der Gottlieb war es, es waren seine brechenden Augen und er glaubte seine anklagende Stimme zu hören:

„Gott wird mich rächen . . .“

„Du hast ja deinen Schein was willst denn noch“ rief der Müller mit heiserer Stimme — da war die Erscheinung verschwunden, das Bächlein plätscherte und rauschte, die Nebel wallten hin und her. Eine Weile noch stand der Müller und starrte in das Gewirr der Baum- und Strauch-äste, dann endlich wagte er sich vor:

„Ein Narr bin ich, ein dummer Wicht, der sich vor einem Schatten fürcht' aber, daran ist der Wacholder schuld und das Geschwäh von dem Förster . . .“ So suchte er

sich zu trösten, indeß seine Seele voll Furcht und Grauen war. Er lief fast die letzte Strecke durch den Wald, atmete erleichtert auf, als aus dem Frühlingsnebel die Mühle tauchte. Einen Augenblick blieb er am Bach stehen, die Wasser gingen rasch und wild, aber die Schleusen waren aufgezo- gen, der Knecht hatte es nicht vergessen.

Das kann was werden, dachte der Müller von neuen Sorgen bedrückt. Er sah nach dem Himmel, der voll schwerer grauer Wolken war, der Regen hatte nachgelassen, hing aber sozusagen noch in der Luft. Beif warf rundum einen Blick und dachte beruhigt:

„So leicht kann es mich nicht treffen. Die Ställe und das Wohnhaus liegen hoch.“ Mit den Augen suchte er die Stelle an der Kirchenwand, an der das letzte Hochwasser vermerkt worden war, sie war ziemlich hoch:

Ich glaube so schlimm wird es diesmal nicht. Er rieb sich die Hände und trat ins Haus um vieles ruhiger geworden.

„Der Lorenz hat mich so sehr erschreckt,“ dachte er, „Dummheit, ich werde schon fertig werden mit den Gespenstern. Kar'line!“ rief er laut ins Haus. Die Alte kam herange- humpelt, blieb ehrerbietig in der Türe stehen, die trüben Augen fragend zu ihm aufschlagend:

„Bring mir was zu essen, ich hab ein' Mordshunger.“ Die Alte humpelte davon um das Verlangte zu holen. Bei Schinken, Brod und Grog vergaß der Müller seine unruhigen Gedanken. Es war schon spät als er seine Schlaftube aufsuchte. Im Flur traf er die Kar'line. Sie machte ein furcht- james Gesicht:

„Das Wasser geht a so hoch . . .“

„Daß es hoch kommen Alte, uns tut es nichts.“ Er ging die schmale Treppe hinauf blieb oben einen Augenblick

am offenen Fenster stehen und horchte hinauf. Ja der Bach war voll bis zum Rande. Die Wellen gurgelten und rollten in rasender Eile vorüber, sie leckten und schleckten an den Uferändern wie gierige Raubtiere, versanken in weißem Schaum der aufgeweichten Wasser, neue Wellen kamen und versanken, wieder und wieder im rafflosen Spiel. Noch hielt das Wasser sich in seinem Bette. Nur dort, wo die Ufer allzu flach waren hüpfen eifrige Wässerlein aus der Bahn und konnten nun nicht mitziehen im lustigen Tanze. Als seichte Pfützen blieben sie liegen. „Ich glaub' das wird nicht allzu schlimm“ damit schloß der Müller das Fenster und warf sich angekleidet auf das Bett. Er hatte den Mut nicht schlafen zu gehen, es konnte immerhin die Mühle in der Nacht Hilfe brauchen gegen stauende Wasser, der Knecht war nicht da.

Der Müller schlief ein, aber sein Schlaf war ruhelos, wilde Träume schreckten ihn. Nicht deutlich sah er die fantastischen Gebilde an sich vorüber ziehen, sie glichen wallenden Nebel, aber ihre Bewegungen waren drohend, wie der Schein ihrer gespenstischen Leiber. Weit stöhnte laut im Schlafe, warf sich auf die andere Seite und erwachte endlich in Schweiß gebadet. Er konnte sich nicht gleich auf sich selbst besinnen, aber er hatte die Empfindung großer Gefahr entronnen zu sein. Irgend etwas mußte ihn ganz besonders erschreckt haben, denn noch zitterte auf dem Grunde seines Herzens unheimliche Furcht. Ganz still blieb er liegen, suchte sich zu sammeln und zu beruhigen:

„Der verdammte Alkohol is' schuld an allem, ich vertrag nichts mehr, oder die Schenker sind die reinen Giftmischer . . . Das scheint ja ein nettes Wetterchen zu sein.“

Er setzte sich auf und horchte hinaus, Sturm und Regen rüttelte am Fenster. Die Nacht war stockfinster. Der Regen trommelte auf das Schindeldach des Hauses, der Sturm spielte mit der Wetterfahne, daß sie sich ächzend drehte. Der Müller sprang auf, er öffnete das Fenster, der Sturm riß es sofort aus den Angeln schleuderte es weit von sich. Von unten her kam das Heulen und Gurgeln der Wasser und es ging dem Müller durch Mark und Bein, ein klagender Ton mischte sich in das Geschnaufe der Wellen. Da wieder und wieder, langgezogen verhallte es in der nächtlichen Finsternis. Das Feuerhorn — es meldete Hochwasser.

Ein leichtes Grau am Himmel verrät den nahenden Morgen, der Regen läßt nicht nach. Veit bleibt am Fenster stehen, den hellen Tag erwartend. Er kommt im grauen schleppenden Gewande.

Ein häßlicher Tag voll Mühe und Not. Der Strom, der all die kleinen Wässerlein aufnahm, die vom Gebirge kommen, war über seine Ufer getreten, stürmte wild ins Land hinein, riß Brücken und Häuser fort. Gleich einem gefräßigen Ungeheuer tat er weit seinen Rachen auf schlang Bäume, Dächer, Zäune, Tiere und Menschen. Ja, auch Menschen, wer sich nicht rasch genug retten konnte war verloren. Türen hob das Wasser aus, als seien Geisterhände bei der Arbeit und strömte in die Häuser der Menschen, warf hier alles bunt durcheinander, warf es zu den Fenstern hinaus, und trieb es fort auf weißem schäumenden Rücken. Groß war die Not in den Dörfern, der Müller kümmerte sich nicht darum, er hatte anderes zu tun, sein Geld war in Gefahr, das Geld für das er seiner Seele Seligkeit verkauft. Er zog es unter dem Bette hervor, trug es hinauf auf den Boden, warf es dort oben unter einen Haufen alter Lumpen,

deckte es mit anderem Gerümpel zu. Dann prüfte er die Dachsparren sie waren fest, die hielten lange stand, auch war ja für das Wohnhaus eigentlich keine Gefahr, es stand hoch und war gut gebaut. Es ward Mittag als Veit mit seiner Arbeit fertig war. Sie hatte die Unruhe seines Herzens zurückgehalten, aber nun brach sie doppelt wieder hervor. Es war so einsam in der Mühle, das Schlucken und Glucksen der wilden Wasser klang unheimlich in die tiefe Ruhe. Der Tag blieb dunkel und in den Winkeln des Hauses und der Zimmer hockten Schatten. Sie formten sich zu menschlichen Fragen, zu starren Augen, der Müller saßte sich immer wieder den Kopf:

„Bin ich verrückt geworden . . . oder was is' sonst. Na, ich weiß es, mit dem Lorenz is' mir die Unruhe ins Haus gekommen. Der Junge ahnt etwas. Der wird mir Unheil bringen, ich fühle es, oder, er hat es mir schon gebracht . . . er soll sich hüten . . . das soll er, ja . . .“

Wie sehr er sich auch zu beruhigen suchte, auf dem Grunde seines Herzens saß die Ahnung von kommenden Unheil. Er ertrug die Einsamkeit nicht mehr, ging ruhelos durchs Haus und wollte eben ins Oberdorf gehen, als der Mühlknecht heimkam. Triefend vor Nässe zog er einen feuchten Schweiß hinter sich her.

„Du schaust gut aus Loisel?“

„Ja, ich hab beim Netten geholfen unten im Dorf, will nur essen und geh gleich wieder. Der Sammer is' groß. Solang die Wasser hier vorüber strömen, hat das Tal solche Not nicht erlebt. Alle sagens. Sie sagen, die hohen Viadukte sind schuld daran, sie sammeln die Wasser, halten sie auf, daß sie sich stauen bis ihre Kraft ins Niesige wächst . . . na, ich versteh von sowas nichts . . .“

Er zog sich die Schüssel mit den dampfenden Klößen heran, die die alte Wirtschaftlerin eben hereingebracht hatte und während er mit vollen Backen kaute sprach er weiter: „Ein Grausen ist's wie das Wasser wütet, die Toten holt es aus der Erde raus, der Friedhof in Petersdorf is' um und um gewühlt ja ein Grausen ist's“ — —

„Der — — Fried — — fried — hof sagst du Loisel.“

Die Worte wollten nicht über Veits Zunge, sie blieben ihm im Halse stecken, seine Augen wurden stier und angstvoll. Betroffen sah es der Knecht. Die Hand, die eben eines der runden festen Knödel zum Munde führen wollte, blieb auf halben Wege stehen. Hatte der Wirt Furcht? Nachhaft war's. So ein Mann wie der Veit war, riesengroß und breit gebaut. . . . „Ich mein ihr habt Furcht wie ein Schuljunge vor den Geistern“ . . . sagte er endlich mit leichter Verachtung und führte das Kloß seiner Bestimmung zu.

Der Müller suchte sich zu fassen:

„Da soll eins nich' erschrecken,“ sagte er so ruhig wie möglich. „Muß ja ein graufiger Unblick sein da draußen.“

„Is' auch, in den Bäumen hängen die Leichen, überall liegen Köpfe. Arme, Beine herum und der Gestank . . . Himmel noch mal . . .“

Er stand auf:

„Die Pioniere sind schon unterwegs, sie wären schon da, aber die Zugverbindung is' durch Brückeneinsturz gestört.“

Er schob seinen Stuhl zurecht, wischte sich mit dem Ärmel des Rockes seinen Mund und lief mit kurzem Gruß wieder hinaus. Der Müller blieb allein. Die Toten holt das Wasser aus den Gräbern, die Toten stehen auf, ha. . .

Es schüttelte den Müller ein Grobshauer, die Zähne schlugen ihm hörbar zusammen. Ein graufiges Denken wühlte sein Blut auf. Wenn die Toten aufstanden, dann . . . ha, dann konnts leicht sein daß — — er wollte nicht weiter denken, aber sein Wille vermochte nichts gegen die höhere Gewalt, die es zugab, daß das Wasser die Toten aus den Gräbern holte.

Ich muß hingehen. . . er sagte es sich mit klappernden Zähnen. Lief planlos im Zimmer hin und her, getrieben von Vorstellungen, die ihm die Haare zu Berge trieben:

Wenn der Gottlieb sein Grab verließ? Wenn man den Schein fand. . . .

Pah, den haben lange die Würmer gefressen und wenn man ihn wirklich findet, was is' da so Schlimmes dabei? Dann zahl ich halt die dreitausend Taler. . . .

Dreitausend Taler — Herrgott gieb so was nicht zu. . . Und der Mann der nie die Hände faltete zum Beten, bestellte zu Gott, er möge es nicht dulden daß sein Verbrechen ans Licht kam.

Auch das Beten machte ihn nicht ruhiger. Die Angst trieb ihn immer wieder auf und flüsterte ihm zu: Geh, geh selber hin, leicht kannst ihn finden den Schein und vernichten. Ja, ja, verbrennen will ich ihn, wenn ich ihn find'.

Er schlug sich vor die Stirn: So dumm wie ich war, den Schein dem Gottlieb zuzustecken . . . hät'n gleich verbrennen sollen, aber der Kerl hat mich so angestarrt mit seinen Augen, nicht zum Aushalten war's . . .

Und plötzlich stand der Tote wieder so lebhaft vor seiner Seele, daß er ihn zu fassen meinte, aber wie er die Hand

nach ihm ausstreckte war er fort. „Es geht so nich' ich muß hin, muß selber sehen . . .“ Schwerfällig erhob er sich von seinem Sitze, nahm seine Mütze, seinen Ledermantel und tappte hinaus.

Durch seinen Wald ging er hinüber nach Petersdorf. Die Nebel wallten und wogten zwischen den Baumstämmen hin und her, es troff von den Bäumen wie Tränen herab, das Erdreich war vollgesogen vom Wasser, aber der Müller trug hochschäffige Stiefel und kam durch.

Er hatte das Dorf erreicht, bog bei Gottliebs Hause um und ging direkt hinaus auf den Friedhof. Ein grausiges Bild bot sich ihm hier, das Wasser hatte furchtbar gewüthet und alles um und um gedreht. Zwischen den Resten von Särgen, Leichenteilen, entwurzelten Bäumen, geborstenen Steinen, kriebelten die Menschen und suchten Ordnung in das Wirrnis zu bringen, sie sammelten die letzten Reste der sterblichen Menschenhülle in ein Massengrab. All den unerschrocken fleißigen Sammlern voran sah Veit den Knaben der ihn seit Tagen in Unruhe hielt. Den blonden, helläugigen Sohn des toten Gottlieb. Er schauderte, wagte aber nicht sich ihm zu nähern, wußte es; von dem drohte ihm Unheil. Aber warum? Wenn Lorenz wirklich den Schein fand, was war damit weiter bewiesen als eine unbezahlte Schuld des Müllers? Den Wisch hatte Gottlieb eben früher schon in seine Tasche gesteckt. Ja, da war die Rettung, die ihm noch zur rechten Zeit kam. Er atmete wieder freier, versuchte seinem Gesicht freundlichen Schein zu geben, aber das wollte ihm nicht gelingen, im Gegenteil, das Grausen schaute aus seinen vorgequollenen Augen als er plötzlich die Leiche Gottliebs vor sich sah. Sekundenlang nur, die Pioniere senkten sie schon in die Kalkgrube, in der all die Toten

rundum ihr gemeinsames Grab fanden. Sekundenlang nur hatte sein Auge die Verwesung geschaut, die nach unerforschlichem Gesetz alles lebendige trifft, früher oder später wie Gott es will. . . Der da würde noch leben, wenn, scheu sah der Müller fort, wie ein Hund den man auf unrechter Tat ertappt. Da traf ihn ein heller Ruf, wie die Posaune des Weltgerichts drang er in sein Ohr:

„Vaters Tabakbeutel . . .“

Es war Lorenz der das rief, der sich bückte und das Beutelschen vom Boden hob, nachdem auch der Müller seine Hand ausstreckte. Fest hielt es die Knabenhand, ein drohender Blick zwang Veit davon abzulassen. Aus seinen Augen schoß es giftig über Lorenz hin, aber der Knabe, der seit dem Morgen so tapfer geholfen hatte beim Bergen der Toten, achtete nicht darauf, seine Finger fühlten das knisternde Papier in dem schweinsledernen Beutel. Er hatte ihn dem Toten nachwerfen wollen in die Grube, jetzt band er es hastig auf und nahm verwundert ein Schreiben heraus, das vielfach zusammengefaltet noch gut erhalten war, den Schuldschein des Müllers.

Erdsahl stand Veit da, er sah den Toten ähnlich, die da aus ihren Gräbern gestiegen waren.

„Der Schein ist's“ rief Lorenz ihm zu, „der Schuldschein, den wir alle so gesucht haben. . .“

Der Müller hatte sich gefaßt. Noch gab er seine Sache nicht verloren. „Wenn's seine Richtigkeit hat,“ sagte er, „nachher will ich mich nicht sträuben und euch euer Recht geben, aber, warum hat der Vater den Schein im Sonntagsrock versteckt, wer soll ihn denn da finden?“

Er sagte es mit Anstrengung, hatte Mühe sich noch länger zu beherrschen. Lorenz blickte einen Augenblick unentschlossen auf

das Papier in seiner Hand. Er konnte recht haben der Müller, und dann war's wohl möglich daß der Vater, der so sorgsam seine Sachen aufhob, den Schein leichtfertig in die Tasche gesteckt hatte, weil er nicht gültig war. Das ging dem Knaben durch den Kopf, dann aber fiel es ihm ein: daß er selbst die Taschen durchsucht hatte, als sie dem Vater den Rock mitgaben zum letzten Gange auf Erden. Es liefen viele seine Fäden zusammen, die den Geist des Knaben erleuchteten. Blißhell wurde die Vergangenheit ihm. Der Vater war an dem Tage ermordet worden, an dem Veit seine Schuld bezahlen sollte. Veit hatte nicht gezahlt, er hatte es ihm höhniisch zugerufen: Such den Schein und bring ihn mir — er wußte es daß Lorenz den Schein nicht finden konnte, weil er ihn dem Toten mitgegeben in die Erde . . . Hell stieg dem Lorenz das Blut in die Stirn und seine Augen leuchteten im zornigen Schauer:

„Veit“ rief er, so laut, daß alle Umstehenden es hören konnten „Veit, ihr seid der Mörder meines Vaters . . .“

Wie vom Bliß getroffen stand der Müller, keines Wortes mächtig, mit schloternden Knien, Entsetzen in den grüngrauen Augen, hatte er keine Abwehr der fürchterlichen Anklage.

Einer der Pioniere trat auf ihn zu, ein schlanker geschmeidiger Mensch: „Müller“ fragte er „ist es wahr was der Lorenz sagt? Leugnet nicht weiter, Gott selbst hat euch gerichtet, auf ihr Jungens“ rief er den Soldaten zu, „nehmt ihn und führt ihn der gerechten Strafe zu.“

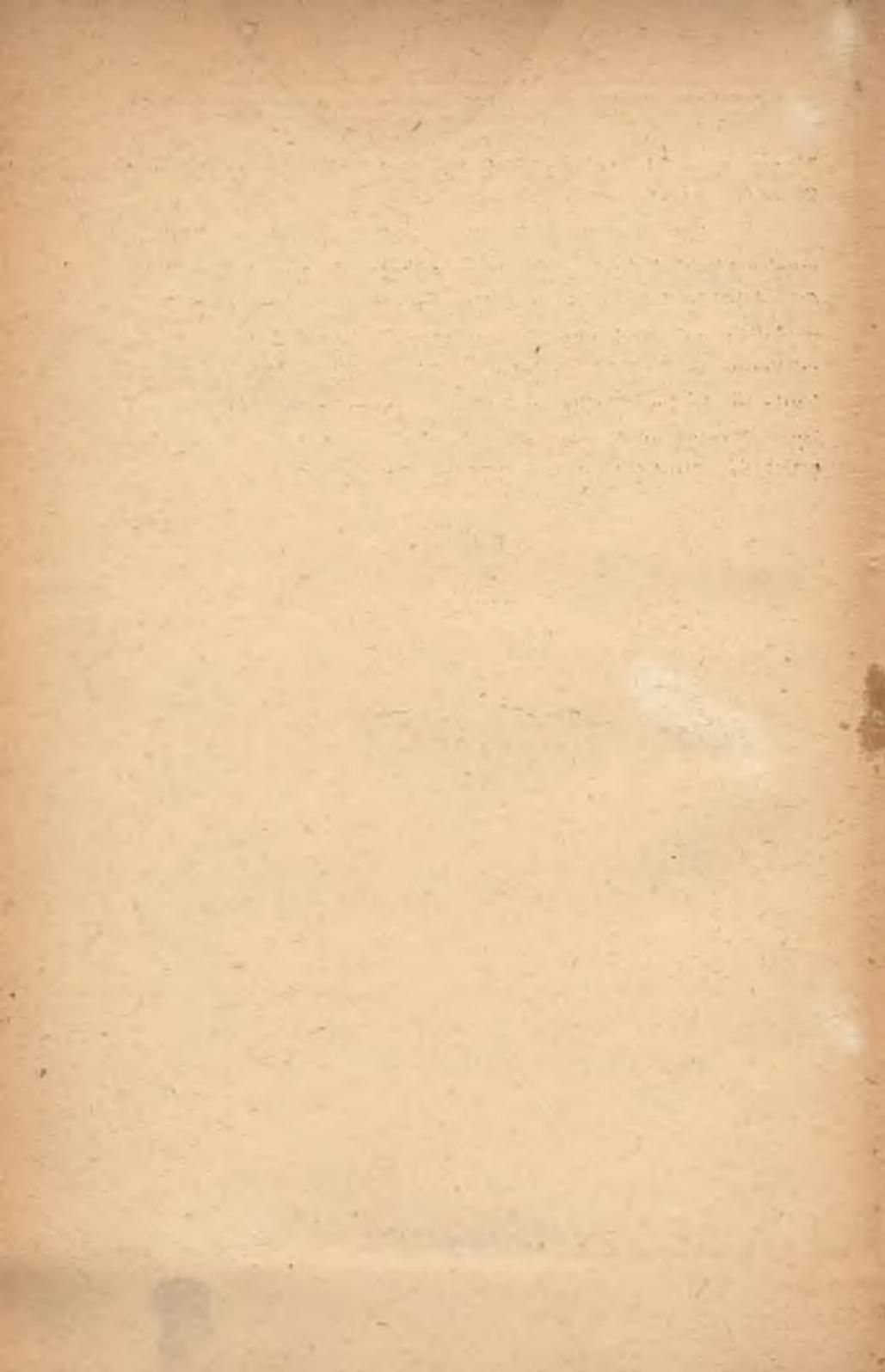
Jetzt ging ein Stöhnen durch den Riesenleib des Müllers er suchte mit den Händen durch die Luft und sank zusammen wie ein gebrochener Baum. Da lag er, die starren

Augen zum Himmel gerichtet, der Tod hatte ihn errettet vor gerechter Strafe.

So hat Gott den Gottlieb gerächt. Seinen Kindern wurde die Schuld des Müllers ausgezahlt aus dessen Erbe. Die Mühle fiel an einen entfernten Verwandten; er ließ sie verfallen und noch vor Jahren war sie den Schmugglern ein willkommener Schlupfwinkel. Die Teufelsmühle, heißt sie heute noch im Volksmunde und wenn man die Bauern jener Gegend nach dem Grunde dafür fragt, so sagen sie: Weil der Teufel dort den Müller Beut geholt hat.

Ende.





4420.

Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000698749



I 1084

**SL**